

TRUDE WEHE / SCHATTEN ÜBER MEXIKO

TRUDE WEHE

SCHATTEN ÜBER MEXIKO

JUNGE GENERATION VERLAG / BERLIN

Schutzumschlag und Einband von F. Felber

1. und 2. Auflage
 · Junge Generation Verlag / Berlin
Druck von Paul Hahnwald, Northeim i. Hann.

Es ist im Juni 1913.

Ich liege im Langstuhl an Deck. Soweit das Auge reicht, nichts als Wasser und Horizont.

Die Sonne senkt ihre Strahlenbündel in die Tiefe des Meeres, das smaragdgrün aufleuchtet.

Es ist sehr warm. Die meisten Reisenden sind nach unten gegangen. „Der Lange", wie die Reisenden den großgewachsenen blonden Norddeutschen nennen, zieht seinen Liegestuhl dicht an den meinen heran; seine Augen haben wieder den treuherzigen warmen Blick eines Menschen, der sich nur von seinen Gefühlen lenken läßt. Er ist zu weich und gemütvoll, wenigstens nach meinem Geschmack; ich liebe nun einmal kämpferisches Draufgängertum.

Er schenkt ein Glas Limonade ein und reicht es mir hinüber.

„Fräulein Hauberg, jetzt müssen Sie mir endlich sagen, steht Ihnen dieser spitzbärtige Herr, der Sie in Bremerhaven auf den Dampfer brachte und sich sehr zuvorkommend Ihnen gegenüber verhält, irgendwie näher?"

Ich lache hell auf. „Keine Angst, ich habe weder die Absicht, mich entführen zu lassen, noch ihn zu heiraten. Herr Oppermul ist der Einkäufer meines Schwagers, der in Deutschland war und mich unter seine Obhut nehmen soll. Er ordnet alles Geschäftliche für mich und sorgt dafür, daß mir jede Bequemlichkeit, die dieser Dampfer bietet, zuteil wird."

Jetzt muß auch Karsten Oberberg fröhlich lachen. „Wissen Sie, daß sämtliche Reisenden sich schon den Kopf zerbrochen haben, in welchem Verhältnis der Mann zu Ihnen steht?"

„Das sollte keinen etwas angehen."

„Nein, aber da Sie sich abseits halten, werden Sie lebhaft beobachtet. Das ist immer so. Aber nun noch eine Frage. Sie erzählten mir, daß Sie nach Mexiko fahren. Wird Herr Oppermul Sie begleiten?"

„Nein," antworte ich, „er hat noch in den Staaten Einkäufe zu machen. Er bringt mich nur bis Galveston."

„Und dann fahren Sie allein weiter, — nach Mexiko?"

„Ja, ist das so schlimm?"

„Es wäre bestimmt richtiger, Sie blieben in den Staaten," sagt er und sieht mich ernst an.

„Immer dasselbe!" rufe ich ärgerlich, „wer auch hören mag, daß ich nach Mexiko reisen will, warnt mich und belastet mich mit Räubergeschichten.

Finden Sie es richtig, einem Wandersmann Steine in den Rucksack zu packen? Oder glauben Sie im Ernst, daß ich tatsächlich fromm und brav in Galveston wieder umkehren werde, nur weil Leute Spaß daran haben, in dunklen Schauergeschichten zu schwelgen?“

„Oh,“ sagt er, und nach einer kleinen Weile: „Sind Sie mir böse?“

Nun muß ich wieder lachen. Kann man diesen treuen, ehrlichen Augen widerstehen?

„Ich habe eine Überraschung für Sie,“ fährt er hastig fort, bestrebt, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben. „Ich habe mein Tiefseenetz mit herauf gebracht; wollen Sie dabei sein, wenn ich Plankton fische?“

„Sie müssen mir erst erklären, was Plankton ist, Verehrtester, meine Bildung ist anscheinend mangelhaft.“

Während Karsten Oberberg mir in lebhaften Worten von der Wunderwelt der mikroskopisch kleinen Lebewesen im Wasser, den Strahlen und Linien der Kieselalgen erzählt, habe ich das Empfinden, dankbar sein zu müssen, daß ich hier auf dem Dampfer einen Menschen gefunden habe, mit dem man über andere Dinge sprechen kann, als sie sonst an Bord üblich sind.

Wir befinden uns bereits acht Tage lang auf hoher See. Drei Wochen werden wir unterwegs

sein, bis wir Galveston anlaufen. Es ist nur ein kleiner Dampfer, die Zahl der Reisenden ist schnell zu überblicken. Es sind viele Auswanderer auf dem Schiff. Ich war mit Herrn Pott, dem ersten Offizier, auf Zwischendeck, um das Leben und Treiben dort kennen zu lernen. Ich muß sagen, es hat mich tief erschüttert.

Muß es sein, daß diese Männer und Frauen, die so aussehen, als trüge jeder heimlich ein Bündelchen Heimaterde in der Tasche, Deutschland verlassen, um sich in der Fremde anzusiedeln? Da sitzen junge, blonde Frauen mit klaren deutschen Gesichtszügen zwischen schmierigen Polackenweibern, lassen sich zur Seite drängen, weil sie zu bescheiden sind, sich das zu nehmen, was ihnen gebührt. Man möchte dazwischen fahren!

„Kommen Sie, Fräulein Hauberg, das Meer liegt ruhig, es ist ein wundervoller Tag zum Fischen," unterbricht Karsten Oberberg meinen Gedankengang und zieht mich an beiden Händen hoch, seine Augen lachen mich an.

„Nachher hole ich meinen Fotokasten und knipse Sie", sagt er.

„Haben Sie mir nicht gestern erklärt, jeder Flirt an Bord beginnt in einem Fotokasten? Haben Sie vielleicht die Absicht —."

„Nein,“ sagt er mit abgewandtem Gesicht, „Sie sind kein Mädel, mit dem man flirtet.“

Gut, fischen wir Plankton . . .

*

Es ist Windstärke zehn. Karsten Oberberg und ich stehen am Bug des Schiffes. Schaum schlägt uns ins Gesicht, Wasserbäche stürzen über uns zusammen. Wir müssen uns an ein Tau festklammern, um dem Anprall zu widerstehen. Wenn ich versuche, die Hand zu heben, wird sie niedergerissen, so gewaltig ist der Luftdruck.

Hopp hoch — hopp runter geht der Dampfer.

„Mit dem Schiff atmen!“ brüllt mir mein Kamerad ins Ohr.

Ich nicke nur mit dem Kopf. Ich kenne keine Seekrankheit, mag Neptun grollen, von mir erhält er nicht den Wegzoll.

Aus den dunklen, fast schwarzen Meerestiefen steigen ungeheure Wellenberge empor, türmen sich auf, scheinen sich auf das Schiff niederzustürzen und zerfließen im nächsten Augenblick in nichts.

Der Sturm jagt die tiefhängenden Wolken über das Wasser, als wollte er sie zerfetzen; Schaum und Gischt kennzeichnen seinen Weg.

Herr Pott, der erste Offizier, steht plötzlich neben uns.

„Schön, was?“ seine Stimme zerflattert im Sturm.

Wir nicken nur.

Dann zieht er mich mit sich. „Sie gehen jetzt besser unter Deck, Wir ändern den Kurs und bekommen die Brecher von der Längsseite.“

Jetzt erst, da ich die Treppe nach den Kabinen hinuntereile, sehe ich, wie durchnäßt meine Kleider sind.

„Wollen wir gleich eine Partie Schach spielen?“ ruft Karsten Oberberg mir nach.

„Gern, ich komme sofort zurück.“

*

Der Sturm hat ausgerast. Ein warmer Wind streicht beruhigend über die Wasserweiten.

Wir haben den Golfstrom erreicht. Sterne über Sterne hängen am Himmel. Ihre Leuchtkraft ist berauschend.

Karsten Oberberg brachte mir heute einen der hübschen fliegenden Fische, die so oft vorn am Bug aufschnellen. Man kann sie in großen Schwärmen über die Wellenberge fliegen sehen, sprunghaft und in großer Hast. Auch unzählige Delphine begleiten

unser Schiff. Sie sind so nahe, daß man ihnen Brot in den Rachen werfen kann. Das Meer um uns herum scheint plötzlich lebendig geworden zu sein.

Im Kielwasser, das sich schäumend und wirbelnd zu beiden Seiten des Dampfers ausbreitet, schimmert es wie ein nie endender Sprühregen unzähliger Diamanten. Meeresleuchten.

Die Luft ist schwül, die Stimmung weich und verträumt.

Ich habe mich in den Winkel hinter der Kommandobrücke zurückgezogen. Ob der Lange mich hier finden wird?

Wetterleuchten am Horizont . . . Ein Segelschiff fährt an uns vorbei, an seinem Bug leuchtet es wie flüssiges Silber.

Ich sehe Karsten Oberberg über Deck gehen und suchend umherblicken. Gerade überlege ich, ob ich ihn rufen soll oder nicht, da hat er mich bereits entdeckt und zieht einen Liegestuhl an meine Seite. Wir liegen schweigend nebeneinander.

Ein schwarzer Mantel hat die Sterne verhüllt. Gewaltige Wolkenmassen schieben sich über den Himmel. Blitze zucken hinter dem Gewölk. Ein Windstoß geht über das Wasser. Und dann — ganz plötzlich braust ein gewaltiger Orkan heran. Der Schiffskörper zittert unter dem Anprall. Turm-

hohe Wogen bäumen sich auf und werfen sich dem Anstürmenden entgegen.

Blitz und Donner vereinen sich. Die Luft ist in Glut getaucht. Der Himmel scheint mit einem glühenden zuckenden Netz überspannt zu sein. Jeder Blitzstrahl verzweigt sich in ein leuchtendes Geranke, in ein glühendes Strahlenbündel.

Ich bin vor innerer Erregung aufgesprungen, drücke mich an die Schiffswand und wende kein Auge von dem herrlichen Bild vor mir. Mein stiller Kamerad steht dicht neben mir, er hat seinen Mantel um uns beide geschlagen, unsere Hände fügen sich ineinander.

Wir stehen schweigend, bis der Regen uns ins Gesicht peitscht. Da löse ich meine Hand aus der seinen. Wortlos nicke ich ihm zu und flüchte die Treppe hinunter.

*

Herr Oppermul zieht den ganzen Tag mit einer hageren Amerikanerin herum. Außer bei den Mahlzeiten sind wir kaum beisammen. Ich glaube, wir empfinden die gleiche gegenseitige Abneigung.

Es ist wieder ein sonderbar stiller Abend. Das Meer liegt ruhig, als hätte es eine Hand glatt

gestrichen. Da ertönt die Schiffssirene. Karsten zieht mich mit sich aufs Promenadendeck.

Die Schiffsschraube knirscht, das Wasser bricht schäumend zur Seite. Wir nehmen einen anderen Kurs. Was ist los?

Da — ein Schiff! Es hat die Notflagge gesetzt.

Kommandorufe durchschneiden die Luft, Ketten rasseln, Matrosen laufen über Deck. Drei bis vier Rettungsboote werden hinuntergelassen.

Karsten reicht mir sein Fernglas.

„Das Schiff scheint abzusacken", meint er, „man kann es nicht genau feststellen."

Wir fahren näher heran. Drüben werden auch Boote ins Wasser gelassen. Man sieht deutlich, wie sie Bündel und Pakete hineinwerfen. Sie stoßen ab, ein Boot bleibt liegen.

Nun sind auch schon unsere Boote da. Wieder werden Güter und Habseligkeiten hinuntergeworfen.

Wir nehmen die Besatzung des Schiffes auf.

„Französischer Dreimaster. Er ist leck gesprungen und soll sehr schnell absacken", erklärt mir der Proviantmeister, der neben uns steht. Alle Reisenden sind mit Gläsern bewaffnet. Es herrscht eine große Aufregung.

Und das Meer liegt so still, als hielte es den Atem an!

Kaninchen, Hühner, Käfige mit Papageien und Kanarienvögel werden an Bord gebracht. Ein junger Matrose klettert mit einem Affen im Arm die Schiffsleiter hoch. Das kleine Tier hat beide Arme um den Hals des Jungen geschlungen und drückt sich wie ein verängstigtes Kind an ihn.

Nun ist nur noch ein Boot drüben. Plötzlich fährt der Dreimaster unter vollen Segeln. Die letzte Besatzung steigt hinunter. Ein Mann befindet sich noch an Deck, er schwingt eine Fackel in der Hand, und wenige Augenblicke darauf steht das ganze Schiff in Flammen.

Das letzte Boot stößt ab.

Langsam fährt der brennende Dreimaster in die Nacht hinaus, bis er in der schwarzblauen Unendlichkeit versinkt.

*

Wir liegen im Hafen von Baltimore, um Kohlen aufzunehmen.

In dem Augenblick, da wir uns amerikanischem Hoheitsgebiet näherten, begannen sämtliche Reisende englisch zu sprechen. Die Amerikaner sind plötzlich waschechte kauende Yankees, die mit grenzenloser Verächtlichkeit auf alles niedersehen,

was nicht unter dem star spangled banner *) geboren ist. An den Deckstühlen und an der Reling klebt überall dieses ekelhafte Kaugummi. Es ist mir unverständlich, warum sie es nicht über Bord werfen, wenn sie nicht mehr darauf herumkauen mögen. Aber es gehört wohl zum echten amerikanischen Ton, Tische und Stühle mit dem Kuckuck aus Kaugummi zu versehen.

Die Hitze an Bord ist jetzt, da der Dampfer stillliegt, fast unerträglich. Die Reisenden flüchten an Land. Wie mag es erst unten im Kohlenraum sein! Dann und wann erscheint der Kopf eines Mannes oben an der Luke, um Luft zu schöpfen. Der Schweiß zieht Furchen in die schwarzverstaubten Gesichter.

*

Wir sind heute nach Washington gefahren. Die Stadt gleicht einer Stätte der Verwüstung. Die Spuren einer Windhose, die gestern darüber hinfegte, sind noch nicht fortgeräumt. Ganze Straßenzüge sind durch die Trümmer eingestürzter Häuser gesperrt. In den Anlagen liegen uralte Baumriesen geknickt wie Rohr.

Wir besuchen das Kapitol mit seinen großartigen Bibliotheken. Für die schwarze Bevölkerung ist eine

---

*) amerikanische Fahne.

besondere Abteilung angegliedert. Auch in den Straßenbahnen, Bahnhöfen usw. befinden sich abgeschlossene Plätze und Räume, die nur für Neger bestimmt sind.

Wir stehen vor dem White House, füttern die zu hunderten in den Anlagen herumspringenden Eichhörnchen. Man kann an jeder Straßenecke Nüsse kaufen. Karsten Oberberg knipst mich wiederholt. Ich frage ihn, ob das Fotografieren an Land kein Flirt ist.

Er sieht mich ernst an, dann sagt er: „Die Bilder sind das einzig Greifbare, das ich zurückbehalte, wenn Sie in Mexiko sind. Warum wollen Sie das ins Lächerliche ziehen?“

*

Wir fahren jetzt dicht an der Küste entlang. Palmenbewachsene Inseln tauchen auf, ziehen vorüber wie ein buntes Kaleidoskop. Das Wasser ist tiefblau, der Himmel wolkenlos wie ein fehlerfreier Türkis.

Oft lassen sich Schwärme kleiner, bunter Vögel im Tauwerk nieder. Heute morgen saß ein lichtblauer Schmetterling auf dem einen Rettungsboot.

*

Wir haben in Galveston angelegt. Jeder rüstet zum Aufbruch. Die Zolluntersuchung mit allem Drum und Dran ist erledigt. Aber erst, nachdem ein amerikanischer Arzt jedem Reisenden in die Augen geguckt hat, werden die Pässe ausgeteilt.

Ich habe mich mit Karsten verabredet, wir wollen die Eisenbahnfahrt bis Houston zusammen zurücklegen, dann trennen sich unsere Wege. Er ist schon an Land gegangen, um im Hotel Galvez ein Zimmer für mich zu belegen, denn ich . . .

Herr Oppermul sitzt mit hängender Unterlippe neben mir und trommelt schon eine Viertelstunde lang die Spitzen seiner formlosen Finger aneinander. Man will uns beide nicht an Land lassen. Ich reise als alleinstehendes junges Mädchen in Begleitung eines unverheirateten Herrn, der alle geschäftlichen Angelegenheiten für mich geordnet hat. Das ist für amerikanische Begriffe beängstigend unmoralisch. Wir dürfen nur an Land, wenn wir uns an Bord trauen lassen, andernfalls müssen wir nach Deutschland zurückfahren.

Ich habe noch immer ein Lachen auf den Lippen, obgleich mir der Kapitän sagt, es sei bitterernst. Herr Oppermul ist tief in Gedanken versunken, so daß er nicht einmal bemerkt, wie seine hagere Amerikanerin noch immer am Bollwerk steht und winkt.

Er zieht einen Brief aus der Tasche und reicht ihn mir hinüber.

„Hier schreibt Ihr Herr Schwager, daß er sich mit dem Norddeutschen Lloyd in Galveston in Verbindung gesetzt hat, der für Sie gut sagen soll, damit Ihrer Einreise nichts im Wege steht. Aber die Herren wissen von nichts, und man läßt uns nicht an Land."

Er seufzt tief auf, während sein Blick mich schräg von der Seite prüfend streift. Ob er sich überlegt, wie er bei einer unvermeidlichen Heirat abschneiden wird?

Wieder steigt das Lachen in mir hoch. Aber ich schweige, und er schweigt ebenfalls. Ich überlege nämlich jede Möglichkeit, den Amerikanern ein Schnippchen zu schlagen.

*

Man hat uns in eine Barkasse gepackt, um uns in das Lager der Ein- und Auswanderer zu befördern, denn an Bord des Dampfers können wir nicht bleiben. Herr Pott ließ mir noch schnell ein gutes Frühstück bringen; er bedauerte im Vorbeigehen, keine Zeit zu haben, mir das Warten zu verkürzen.

Die Barkasse ist bis auf das letzte Eckchen vollgepackt mit Menschen. Herr Oppermul sitzt mit

schweißperlender Glatze neben mir und erklärt, wir müßten bis zur Abfahrt des nächsten Dampfers, der nach Deutschland fährt, in den Auswandererhallen bleiben.

Schöne Aussicht, aber ich glaube keinen Augenblick daran. Ich will nach Mexiko fahren! Karsten hat jetzt bestimmt schon zwei Plätze im Pullmannwagen belegt; es muß einen Weg geben, dieser Narrheit ein Ende zu machen.

*

Wir befinden uns in einem Riesenkäfig mitten zwischen Auswanderern aller Nationen.

Männer leeren krampfhaft unzählige Blechbüchsen mit Ölsardinen, Frauen und Kinder sitzen verängstigt auf ihren Habseligkeiten. Hitze brütet unter dem Wellblechdach.

Es reiht sich eine große Halle an die andere; in ihnen herrscht überall geschäftiges Treiben.

Soeben wurde Herr Oppermul in das Büro des Norddeutschen Lloyds gebeten. Ich bin neugierig, was jetzt kommen wird.

Neben mir, auf einem großen, in Sackleinen genähten Bündel hockt eine junge Frau und nährt ihren Säugling. Ihr blonder Scheitel ist tief gesenkt,

Röte flattert über ihr Gesicht. Ich sehe es, wie viele dreiste Blicke auf dem Bilde haften.

„Welch ein Glück, daß Sie Ihr Kind selbst nähren können," sage ich und trete dicht vor die Frau, so daß ich sie fast völlig verdecke.

Sie lächelt mich an. „Wären wir nur erst weiter. Mein Mann versucht, uns frei zu bekommen; wir haben nicht genügend Einreisegeld."

„Warum wollen Sie denn nach den Staaten?" frage ich.

Ihre Augen füllen sich langsam mit Tränen. „Mein Mann verspricht sich so viel davon. Ich habe jetzt schon Heimweh. Vielleicht müssen wir ja zurück."

Der Kleine liegt satt und zufrieden auf ihren Knien.

Sie blickt mich unsicher an. „Würden Sie meinen Jungen einen Augenblick halten? Ich möchte so gern . . ."

Ich habe ihn schon im Arm, und sie hastet fort. Kleiner Kerl, willst du nun ein Amerikaner werden, oder wird sich das deutsche Blut nie in dir verleugnen lassen?

Große Blauaugen sehen mich voll Verständnis an. Ich setze mich auf das Bündel, das die ganzen Habseligkeiten dieser Familie umfaßt, und wiege den Kleinen hin und her. Dabei geht mein Blick immer wieder zu den in Gruppen zusammenstehenden

deutschen Auswanderern hinüber, die sich hin und her stoßen und anpöbeln lassen müssen. Abermals empört es mich, zu sehen, wie hier deutsches Blut zur Ware wird.

Warum müssen diese Männer ihr Volk verlassen, um sich Amerika, dem gefräßigen Untier, in den Rachen zu werfen? Ist unser deutsches Land zu klein, seine Kinder zu ernähren? Ist es der Trieb in die Ferne, der ihr Blut unruhig macht, oder ist es das betörende Gold Amerikas, dem sie folgen?

Es sind noch keine vier Wochen her, seit ich die Heimat verließ, und ich fühle heute schon den starken Strom, der in mir fließt, dessen Anfang und Ende Deutschland ist.

Aber jetzt will ich erst, aller amerikanischen Moral zum Hohn, nach Mexiko. Ich hörte, daß von Galveston bis Vera Cruz, einer mexikanischen Hafenstadt, ein Küstendampfer fährt. Ich werde, wenn man mich jetzt nicht frei gibt . . .

Da kommt Herr Oppermul in Begleitung zweier Herren herbeigestürzt. Er stellt sie mir als Angestellte vom Lloydbüro vor. Ein endloser Wortschwall ergießt sich über mich, Entschuldigungen werden immer wieder beteuert, bis ich endlich begreife, daß man den Brief meines Schwagers gefunden hat, daß man nicht weiß, wie man den Fehler wieder gut machen soll, und daß eine Bar-

kasse für mich bereit steht, mich in die Tore des gastfreien Amerikas hineinzuschleusen.

„Es tut mir leid, meine Herren," bin ich endlich imstande zu sagen, „jetzt müssen Sie schon auf mich warten, ich habe es übernommen, diesen kleinen deutschen Jungen zu behüten, bis seine Mutter wiederkommt."

Herr Oppermul sieht mich mit einem Blick an, der mich sofort in eine Irrenanstalt verbannen müßte, während sich die anderen beiden Herren halb verlegen, halb belustigt noch einmal in die Flut ihrer Entschuldigungen stürzen.

Endlich kehrt die Mutter zurück. Wir begeben uns nach der Barkasse, die uns zum Dampfer bringt. Wie mag mein Schiffskamerad auf mich gewartet haben!

*

Die Hitze ist entsetzlich. Ich fühle mich matt und zerschlagen. Wir müssen noch verschiedene Papiere unterschreiben, bis wir den Dampfer endgültig verlassen dürfen.

So hat mich Amerika also doch aufgenommen.

Am Hafen herrscht ein buntes, fremdartiges Durcheinander, man sieht viele Neger und viele

Baumwolle. Ganze Eisenbahnzüge mit Baumwollballen stehen zum Entladen vor den Schuppen.

Wir fahren ins Hotel. Karsten Oberberg ist nicht da, aber in meinem Zimmer steht ein großer Strauß Rosen.

*

Wir fahren in Richtung El Paso. Ich bin überwältigt von der Fülle der vielen neuen Eindrücke. Es ist nur gut, daß Karsten Oberberg an meiner Seite ist. Er wacht voll rührender Besorgnis über mich und macht mich auf alles Neue aufmerksam. Es ist ein herrliches Reisen in dem Pullmannwagen.

Allerdings bereitet mir die englische Sprache noch allerlei Schwierigkeiten, obgleich ich mir während der Schulzeit einbildete, fließend englisch sprechen zu können.

Wir haben Houston schneller erreicht, als ich dachte. Nun muß ich also allein weiterfahren. In El Paso, der Grenzstadt zwischen Mexiko und den Staaten, werde ich von einem Freund meines Schwagers abgeholt werden.

Es bedrückt mich zu sehen, wie schwer meinem Reisebegleiter der Abschied von mir fällt. Ich bin für ihn noch ein Stückchen Heimat, an das er sich

festklammert, bis ihn die fremde Welt ganz umschließt. Für mich ist es anders; ich fahre zu meinen Geschwistern, die mir wieder eine Heimat geben werden.

„Vielleicht kommen Sie auch eines Tages nach Mexiko," versuche ich ihn aufzuheitern, „das wäre doch herrlich."

„Nein," sagt er traurig, „mein Beruf bindet mich an Texas. Ich suche einen Posten als Baumwollklassierer. Vielleicht geht alles besser, als man erwartet, — vielleicht auch nicht! Jedenfalls stehe ich jetzt noch vollkommen unsicher da, sonst hätte ich doch den Mut gehabt . . ."

Er stockt und fährt mit der Hand durch die Luft:

„Werden Sie Ihr Versprechen halten und mir schreiben?"

„Natürlich, und meine Anschrift erhalten Sie, sobald ich El Paso erreicht habe. Ich freue mich sehr auf das Wiedersehen mit meiner Schwester!"

„Wenn ich nicht genau wüßte, daß Sie großen Gefahren entgegengehen," sagt er und blickt mich traurig an. „Kennen Sie überhaupt die politische Lage in Mexiko? Seit 1910 reiht sich eine Revolution an die andere. Damals mußte der Präsident Porferio Diaz flüchten, — er starb in Paris. Sein Nachfolger Madero wurde nach einem Festmahl im Auto erdrosselt. Jetzt ist alles zersplittert. Den

Süden beherrscht Venustiano Carranza, ein früherer Advokat. Sein General Alvaro Obregon versucht, den Norden in die Hand zu bekommen und damit die Alleinherrschaft zu erhalten. Es müssen furchtbare Banditen sein, die den Norden unsicher machen. Vor allem sind es Franzisco Villa und Emilio Zapato, die die Städte verwüsten und — da sie aus ärmeren Verhältnissen stammen — alle Reichen ermorden wollen. Muß ich da nicht Angst um Sie haben?"

„Aber ich bitte Sie, meine Geschwister haben mich doch gebeten, zu ihnen zu kommen. Das hätten sie nicht getan, wenn mein Leben gefährdet ist."

Er hat den Kopf gesenkt. Dann sagt er plötzlich: „Mir hat gestern einer der Reisenden erzählt, daß es nach Mexiko überhaupt keine Bahnverbindung gibt. Wenn das wahr ist, sitzen Sie in El Paso fest. Da wäre es schon richtiger, Sie führen mit mir nach Houston. Ich kenne dort verschiedene Deutsche, die Sie sicher gern aufnehmen würden."

„Und dann?"

„Ja — und dann —" er sieht mich so strahlend an, daß mir plötzlich das Blut in die Wangen steigt.

„Ich will zu meiner Schwester und nichts anderes", sage ich und wende mich ab.

Ich sehe ihn mit dem Taschentuch winken, bis er nur noch ein Punkt ist.

Es wird mir immer ein lieber Gedanke sein, in den großen Vereinigten Staaten einen Menschen zu wissen, der an mich denkt und um mich bangt.

*

Nun sitze ich hier in El Paso, der Grenzstadt zwischen Texas und Mexiko, und kann nicht weiter.

Chihuahua, der Ort, in dem meine Schwester wohnt, ist im Süden und im Norden von Banditen eingeschlossen. Jede Eisenbahnverbindung ist zerstört.

Herr Beck, der Freund meines Schwagers, hat mich in das deutsche Hotel „Lindenhof" gebracht. Die Besitzer, Herr und Frau Eggers, sind Deutsch-Amerikaner, das erleichtert meine Lage sehr, denn Frau Eggers nimmt sich in allen Dingen herzlich meiner an.

Die große Hitze macht mich matt und teilnahmslos. Der Asphalt in den Straßen ist weich wie Kautschuk und heiß genug, um Spiegeleier darauf zu braten.

An jeder Straßenecke ist ein Kino, die meisten sind unbedacht. Abends sieht man den Sternenhimmel über sich hängen.

Wenn ich nur wüßte, was ich anfangen soll. Es ist doch unmöglich, hier zu sitzen und zu warten, bis die zerstörten Schienen wieder ausgebessert sind.

Ich versuche, meine Kenntnisse der englischen Sprache zu erweitern, mein Ohr hat sich schnell an die breite, amerikanische Aussprache gewöhnt.

Ich laufe in den Vorstraßen der Stadt umher. Ein steiler Weg führt in die Hochebene hinauf. Langsam steige ich höher und höher.

Tief unten liegt die Stadt. Hier oben weht ein frischerer Luftzug, aber so weit das Auge blickt, nichts als Kakteen, Staub, Felsblöcke. Ich gehe ein Stückchen auf einem schmalen Pfad und freue mich über jeden grünen Halm, der sich durch die Staub- und Steinschicht hindurchgerungen hat. Man muß die Schlingnetze der Kakteen vorsichtig umgehen, denn ihre Stacheln haben eine Durchschlagskraft wie Stahl, vor dem kein Stiefelleder schützt.

Nun habe ich eine Anhöhe erstiegen und lasse mich auf einem Steinblock nieder. Die endlose, graue Eintönigkeit wird von einem sammetweichen, lichtblauen Himmel umspannt. Ich denke an die grünen Wälder, die blühenden Wiesen der Heimat. Da greife ich zu meinem besten Tröstungsmittel, ich singe, es klingt fast wie Hohn in dieser schrecklichen Öde.

„Der Mai ist gekommen, die Bäume schlagen aus.“

Ein tiefer Baß fällt plötzlich ein. Ich wende mich zur Seite und sehe mit Staunen einen älteren Herrn und eine junge Dame hinter mir stehen. Er winkt, weiter zu singen, und wie ein heller Jauchzer tönt es:

„Wie bist du doch so schön, du weite, weite Welt!“

Der Herr mit dem grauen Schnurrbart streckt mir die Hand hin.

„Das war einmal eine Freude! So etwas hätte ich mir nicht träumen lassen. Es sind wohl vierzig Jahre her, da habe ich das Lied zuletzt gesungen. In Nürnberg war's, auf dem Weg nach Fürth. Kurz darauf fuhr ich nach Mexiko. Sie sind wohl noch nicht lange hier? Sie haben so deutsche, rote Backen.“

„Nein,“ sage ich, und löse meine Hand aus der seinen, „ich sitze seit acht Tagen in El Paso und kann nicht über die Grenze kommen.“

„Nach Mexiko?“

„Ja.“

„Kind, was suchen Sie in Mexiko? Andere machen, daß sie hinauskommen. Wir haben noch gerade mit dem letzten Zug die Grenze erreicht, und sowie ich meine Geschäftsangelegenheiten hier geordnet habe, werden wir nach Deutschland abfahren.“

Er zieht das junge Mädchen zu sich heran. „Das ist meine Tochter, sie wird jetzt endlich unsere deutsche Heimat kennen lernen. Wohin wollen Sie denn in Mexiko?“

„Nach Chihuahua.“

Der alte Herr schüttelt den Kopf. „Unmöglich. Es gibt ja gar keine Bahnverbindung. Sie sollten froh

sein, daß es so ist. Wir kommen aus Montrex. Schlimme Zustände. Es wird nicht mehr lange dauern, dann müssen alle Ausländer fliehen. Was wollen Sie da? Sich abmorden lassen?“

Ich lache hell auf. „So schlimm wird's nicht werden.“

„Mög' Ihnen Ihr Optimismus erhalten bleiben,“ sagt er, während ein Lächeln über sein Antlitz geht. „Ich bin auch einmal losgefahren in die blaue Wunderwelt des Auslandes hinein und habe manche Enttäuschung einstecken müssen. Trotzdem, Mexiko gibt viel und läßt manches gern ertragen. Als ich herüber kam, herrschten hier noch nicht diese verworrenen Zustände, die eine Kette unglücklicher Revolutionen mit sich gebracht hat. Es ist ein reiches, schönes Land, man muß es lieben. Wo der deutsche Siedler oder deutsche Kaufmann hinkam, säte er Achtung und Anerkennung für deutsche Art. Der Amerikaner reißt das Maul weit genug auf, es wird ihm aber nie gelingen, die Sympathie des Mexikaners zu gewinnen, während der Deutsche beim ärmsten Pelado wie beim reichsten Großgrundbesitzer Vertrauen und Bewunderung findet. Alles, was englisch-amerikanisch ist, wird in Mexiko fast leidenschaftlich abgelehnt.“

„Wie kommt es,“ frage ich erstaunt, „daß der Deutsche hier solche Anerkennung findet?“

„Aber Kind, das bemerken Sie überall im Ausland, nicht nur hier. Ich deutete es bereits an. Der Deutsche kommt nicht, wie der Amerikaner oder der hochnäsige Brite mit der Reitpeitsche in der Hand, sondern er kommt mit seiner Arbeitskraft, seiner ganzen Einsatzbereitschaft. Er will nicht ausnutzen, aussaugen, um zur rechten Zeit mit vollen Geldsäcken zu verschwinden, sondern der ewig junge deutsche Idealist sucht eine Heimat für sich und seine Familie. Er erblickt in dem Mexikaner den ihm freilich artfremden, aber dennoch vollwertigen und rechtmäßigen Besitzer dieses Landes, indes der Amerikaner den Einwohner nur duldet, um ihn bei der Verwirklichung seiner Pläne auszunutzen.

Ich habe auch mein redlich Teil diesem Lande, das mich viele Jahre ernährt hat, gegeben, — jetzt geht's heim. Ich weiß, es wird manche Stunde kommen, in der ich mich nach der wilden Schönheit Mexikos zurücksehnen werde. Beurteilen Sie Mexiko nicht nach dem, was Sie jetzt sehen und kennen lernen werden. Suchen Sie in den mordbrennenden Banden, die augenblicklich das Land beherrschen, nicht das mexikanische Volk. Ich habe es kennen und lieben gelernt, als noch Frieden im Lande war; es wird mir leid tun, wenn Sie sich ein falsches Urteil bildeten."

Er legt seine Hand auf meine Schulter, sieht mich herzlich an. „Lassen Sie uns noch ein deutsches Lied singen, ja?“ Und unmittelbar darauf stimmt er an: „Am Brunnen vor dem Tore . . .“

Wir singen alle Verse in die schweigende Öde hinaus. Er hat sich neben seine Tochter auf einem Felsblock niedergelassen.

„Wenn das Heimweh einen packt,“ sagt er und wischt sich über die Augen.

„Wir müssen gehen, Vater.“ Er nickt, erhebt sich und drückt mir die Hand.

„Ich danke Ihnen. Möchte ein guter Stern Ihnen leuchten.“ Dann folgt er seiner Tochter.

„Grüßen Sie die Heimat,“ rufe ich ihm nach. Er wendet sich um und nickt, ein frohes Lächeln im Gesicht.

*

Es gibt keine Möglichkeit, Chihuahua zu erreichen. Ich habe Frau Eggers' Rat befolgt und einen deutschen Arzt aufgesucht. Er empfängt mich sehr freundlich. Auf meine Frage, ob eine Möglichkeit besteht, meinen Beruf hier aufzunehmen, erklärt er mir, eine deutsche Krankenschwester hätte in den Staaten die größte Aussicht, vorwärts zu kommen. Be-

sonders, wenn ich Privatpflege übernehmen will. Natürlich muß ich die englische Sprache vollkommen beherrschen. Ich soll jetzt erst zu ihm kommen und ihm in seiner Sprechstunde helfen, damit ich vor allen Dingen die Bezeichnung der Instrumente usw. kennen lerne.

Dann führt er mich zu seiner Frau, einer Deutschen aus Elberfeld, die mich herzlich begrüßt und mir sofort anbietet, bei ihr zu wohnen.

„So lange, bis Sie eine Möglichkeit haben, nach Mexiko zu fahren, sind Sie mein Gast," schließt sie und drückt mir warm die Hand. Ich äußere meine Verwunderung über ihr liebenswürdiges Entgegenkommen.

„Wenn wir Deutschen im Ausland nicht zusammenhalten wollten, stünde es schlecht um unsere Treue zum alten Vaterland," erwidert der Arzt. Er verabschiedet sich, weil er wieder in seine Sprechstunde muß, während ich mit der lustigen Rheinländerin alles Nötige bespreche.

Meine Koffer sollen auf dem Bahnhof bleiben, mein Handgepäck wird morgen hergebracht — und dann — frisch hinein in einen neuen Wirkungskreis!

*

Frau Eggers steht draußen vor der Tür und ruft mir schon von weitem entgegen: „Sie werden erwartet, ein Herr wünscht Sie zu sprechen."

Dann umklammert sie hastig meinen Arm: „Er will Sie im Auto nach Mexiko bringen. Machen Sie keine Geschichten — Sie kommen niemals hin — das ist ja Mord!"

Aus ihren Augen spricht ehrliche Angst um mich. Trotzdem muß ich lachen. „Was ist das für ein Mensch, Frau Eggers? Woher kennt er mich? Herrlich, eine Autofahrt durch Mexiko!"

„Haben Sie eine Ahnung!" ruft Frau Eggers. Aber ich stürme an ihr vorbei.

In der Halle steht ein junger, schlanker Mensch im hellgrauen Reiseanzug, verstaubt und schmutzig, als wäre er einem Ascheneimer entstiegen. Aus dem tief dunkel verbrannten Gesicht leuchten mir seine Augen so hell entgegen, daß ich sofort weiß, an der Seite dieses Mannes werde ich keine Gefahren fürchten.

„Fräulein Hauberg?" fragt er.

Ich nicke bejahend. Er überreicht mir einen Brief.

Von Dora, meiner Schwester! Aufatmend lasse ich mich in einen Sessel fallen, um die wenigen Worte zu lesen.

„Liebe Elke! Fred Doland, ein guter Bekannter unseres Hauses, unternimmt heute, da keine Eisenbahnverbindung besteht, eine Autofahrt nach El Paso. Er will Lebensmittel nach Chihuahua bringen. Wenn alles gut geht, und er glaubt die Verantwortung tragen zu können, wird er Dich auf der Rückfahrt mitnehmen. Du kannst Dich ihm ruhig anvertrauen. Gott behüte Dich."

„Sie wollen mich mitnehmen, Herr Doland?"

„Wenn Sie mir vertrauen. Ich komme absichtlich in diesem Zustand, bevor ich mich gereinigt habe, damit Sie sehen, daß es keine Vergnügungsfahrt ist."

„Wenn es weiter nichts ist!"

„Sie dürfen keine Angst haben und müssen sich auf große Strapazen vorbereiten. Die Sitzgelegenheit ist keine angenehme. Der Wagen ist mit Lebensmitteln, die wir von El Paso nach Mexiko hineinschmuggeln wollen, vollgepackt. Sie werden zwischen Fässern und Paketen eingeklemmt sitzen."

„Wenn ich nur sicher in Chihuahua ankomme!"

„Dafür kann ich auch nicht bürgen," sagt er, sein Gesicht wird ernst. „Ich bitte Sie, überlegen Sie es sich. Wir können unter Umständen großen Gefahren entgegengehen."

„Wissen meine Geschwister davon?"

„Ja."

„Dann fahre ich!"

Ich strecke ihm die Hand hin. Er drückt sie fest. Wir verabreden, daß ich morgen früh um viereinhalb Uhr bereit sein soll. Er meint, wir dürften keine Zeit verlieren, da sich revolutionäre Truppen augenblicklich weiter südlich aufhalten.

*

Frau Eggers stürzt mir entgegen. „Sie fahren? Sie wollen fahren?"

Wenn doch die Frau still sein wollte; ich weiß genau, was jetzt alles kommt, und ich weiß ebenso genau, daß mich gar nichts abhalten kann, die Fahrt zu machen.

Da ergießt sich auch schon ein endloser Redeschwall über mich. Vater Eggers, in weißen Palmbeach-Hosen und blauseidenem Hemd, bemüht sich, aufgeregt mit einzustimmen, und ich stehe da wie ein armer Sünder, der morgen den Schinderkarren besteigen soll.

„Sich blindlings in Gefahren hineinstürzen . . ."

„Räuberhorden, zügellose Banden lauern an den Wegen hinter den Bergen und vernichten alles, was ihnen in die Hände kommt!"

„Und dazu als junges Mädchen! Nicht auszudenken, was da alles geschehen kann!"

„Einmal kann es wohl gut gehen, aber man soll das Unglück nicht heraufbeschwören!“

Und wenn ich denn durchaus wollte, sollte ich Waffen mitnehmen . . .

Ob ich denn überhaupt schießen könnte?

Ich flüchte in die Telefonzelle und lasse mich mit Herrn Beck verbinden.

Auch er ist entsetzt und rät ab.

Trotzdem — ich fahre!

*

Ich habe meine Koffer nach dem Bahnhof gebracht. Ob ich sie jemals wiedersehen werde? Ich mußte sie einmal an der mexikanischen Seite und einmal auf der amerikanischen Seite öffnen und auf verzollbares Gut durchsuchen lassen.

Nun sitze ich im Speisesaal und verzehre mein Frühstück. Der Duft von abgestandenem Tabak- und Essengeruch lagert widerlich in dem ungelüfteten Raum. Es ist kurz nach vier Uhr morgens. Gleich muß Herr Doland kommen.

Gestern abend habe ich noch einen Brief an meinen Schiffskameraden geschrieben. Ich habe ihm angedeutet, falls er nie wieder etwas von mir hört,

wäre ich Hyänen zum Opfer gefallen. Oder gibt es hier gar nicht solche Tiere? Ich weiß es im Augenblick nicht.

Ich bin fest davon überzeugt, daß ich sicher in Chihuahua ankommen werde. Die warnenden Stimmen, die sich dann und wann aus meinem Unterbewußtsein heraufschwingen wollen, übertönt mein zuversichtlicher Glaube.

„There is the automobile“, knarrt der Kellner mit verschlafenen Augen und hängenden Mundwinkeln. Eine Hupe ertönt.

Frau Eggers, in dunkelrotem Kimono und weißem Spitzenhäubchen, erwartet mich in der Halle. Sie drückt mich fest an sich und ruft mir unzählige Segenswünsche nach.

Vor der Einfahrt des Hotels steht der Kraftwagen. Fred Doland streckt mir beide Hände entgegen.

Es ist nicht einfach, über die vielen Pakete und Kisten hinwegzuklettern, bis ich die enge Sitzgelegenheit erreicht habe.

Doland nimmt vorn neben dem Fahrer Platz.

„Haben Sie Waffen bei sich, Fräulein Hauberg?“

„Nein.“

„Das ist gut, wir stehen uns besser ohne Waffen.“

Er stemmt mein Gepäck zwischen zwei Kisten in greifbarer Nähe von mir und treibt zum Aufbruch.

Wir müssen noch häufig halten, um Waren aufzunehmen, es wird Tag, bevor wir El Paso hinter uns lassen.

Auf der Brücke, die über den Rio Grande führt, machen wir vor der Zollstation halt. Ich sehe, daß Doland dem Beamten Geld in die Hand drückt. Dann geht es in rasender Fahrt weiter.

Juarez ist die erste mexikanische Stadt, die ich kennenlerne. Der Unterschied zwischen Texas und Mexiko ist überwältigend. Drüben Leben, das aufbaut, sich ausbreitet und jeden Vorteil ausnutzt, — hier Verkommenheit, Erschlaffung, Gleichgültigkeit. Wozu die Häuser aufbauen, die doch morgen wieder eingeäschert werden! Man steigt über die Trümmer hinweg und freut sich, das nackte Leben gerettet zu haben.

Elende, verwahrloste Lehmhütten, schmutzige, halbverhungerte Menschen und unzählige, widerliche, herrenlose Hunde — das ist der erste Eindruck, den ich von Mexiko habe.

Endlose, kahle Gebirgsketten liegen vor uns. Wir lassen die Straße, auf der wir bisher gefahren sind, links liegen und fahren mitten in die Wildnis hinein. Halb entblätterte, verstaubte Mesquites, kleine, weidenartige Sträucher und unförmige Kakteen und Agaven lassen das öde Landschaftsbild noch trauriger erscheinen.

Wenn der Wagen ein dichtes Mesquitesgebüsch streift, werden riesengroße Heuschrecken und Käfer hineingeschleudert.

Staub und sengende Hitze ringsum . . . Der Fahrer reißt am Hebel, in rasender Fahrt fliegen wir über Geröll, Steine und Sand in die Hochebene hinaus. Es ist mir unmöglich, die Brille aufzusetzen. Staub und Sand werden mir ins Gesicht geschleudert. Der Hals ist trocken, die Lippen werden rissig. Ich muß mich mit beiden Händen an eine Stange klammern. Trotzdem werde ich wie ein Gummiball von dem Sitz in die Höhe und auf Koffer und Kisten geworfen.

Soll das so weitergehen? Ich möchte um Hilfe schreien und schäme mich, schon jetzt schwach und hilflos zu sein.

Die beiden Männer da vorn scheinen mich vergessen zu haben. Es gelingt mir, die Füße unter einen Sack zu klemmen. Jetzt geht es besser. Ich habe etwas Halt, aber ich darf die Stange nicht loslassen.

Einmal wendet sich Fred Doland um und sieht mich mit einem langen, ernsten Blick an.

Dann sagt er etwas zu dem Fahrer. Ich sehe und höre nichts mehr. Ich bin nur noch ein gefühlloser Sack, der hin und her geschleudert wird, wie es der dahinstürmenden Maschine gerade einfällt.

Es müssen viele, viele Stunden vergangen sein. Die Kräfte verlassen mich, meine Hände gleiten an der Stange nieder. Tausend Sterne flimmern vor meinen Augen.

Der Wagen hält.

Doland beugt sich über mich und hält mir den Wassersack an die Lippen, dann hebt er mich heraus und trägt mich zu dem spärlichen Schattenfleck, den die Maschine wirft.

Glühend brennt die Sonne hernieder. Er fragt nicht, wie ich mich fühle, ich bin ihm dafür dankbar. Es dauert auch nur wenige Minuten, da hat sich mein durchschütteltes Inneres wieder beruhigt.

„Ich konnte Ihnen die Jagd nicht ersparen. Ich weiß, daß es schwer für Sie war, aber wir mußten einen großen Vorsprung gewinnen. Die Nachricht, daß wir Waren nach Chihuahua bringen, ist sicher schon weit über Juarez hinaus weitergetragen. Glücklicherweise gibt es hier keinen Telegrafen- und Telefunkendienst mehr, aber es sind noch genug flinke Pferdefüße vorhanden. Jetzt wollen wir Mittag essen."

Wir halten an einem kleinen Wassertümpel. Der Fahrer füttert die ausgehungerte Maschine mit Benzin und Wasser. Fred Doland holt einen Korb mit Lebensmitteln hervor.

Ich entferne mich etwas von der Maschine. Schon nach wenigen Augenblicken sind Gesicht und Hände

dunkelrot verbrannt. Ich flüchte in den spärlichen Schattenfleck zurück.

Es ist vier Uhr nachmittags. Doland hat eine Decke ausgebreitet und einen Ledersitz als Tisch in die Mitte gestellt. Es gibt Ölsardinen, Cornedbeef und Apfelsinen.

Der Fahrer ist ebenfalls ein junger Mensch. Aber sein Gesicht trägt tiefe Falten, als ob er Schweres erlebt hat. Er beteiligt sich kaum an unserer Unterhaltung. Vielleicht auch, weil er nicht deutsch spricht.

Wir lagern dicht an der Bahnstrecke Juarez-Chihuahua. Verbogen, in sich gedreht, ragen die aufgerissenen Schienen gleich dräuenden Ungeheuern in die Luft. Weit ins Land hineingeschleudert liegen verkohlte Bohlen.

Fred Doland folgt mit den Augen meinem Blick. „Bis nach Chihuahua sind auf weite Strecken die Schienen aufgerissen, die Brücken zerstört und die Bohlen verbrannt,“ erklärt er. „In Mexiko sieht es aus wie in einem Tollhaus, wir hängen ganz von der Gnade oder Ungnade eines Mordbrenners ab. Das Traurigste an dieser Lage ist, daß die amerikanische Regierung es ruhig mit ansieht und sogar begünstigt, wenn die Industriellen Waffen und Lebensmittel über die Grenze schieben, um damit diesen entsetzlichen Bruderkrieg immer wieder neu aufzupeitschen. Es wäre wissenswert, zu erfahren,

wer die dunkle, treibende Kraft in den Staaten ist, die gerade denjenigen hilft, die mit großem Pathos ein reiches, blühendes Land zerstören."

„Herr Doland, wer ist eigentlich Pancho Villa, dieser gefürchtete Banditengeneral im Norden Mexikos?"

„Ein Mann, der wohl schon als Mordbube zur Welt kam. Mit zehn Jahren verübte er seinen ersten Totschlag. Als Sträfling — er hieß damals Domingo — brach er vor drei Jahren mit drei anderen Gesellen aus dem Gefängnis in Chihuahua aus. Ich war damals gerade in der Stadt, als die Schießerei hinter den Verfolgten losging. Unschuldige wurden niedergeschossen, aber die Sträflinge entkamen ins Gebirge. Domingo nannte sich jetzt Francisco Villa. Seiner rücksichtslosen Art gelang es schnell, eine große Zahl Anhänger zu gewinnen.

Seine Schar wurde zum Heer, als die Yasquis, der größte Indianerstamm Mexikos, sich ihm zur Seite stellten. Er nannte sich General und erklärte sich selbst zum Nationalhelden, der das Volk befreien würde. Sein Heldentum bestand darin, die Wohlhabenden zu berauben und niederzumetzeln, die Armen aber zum Gehorsam zu zwingen. So nahm er einige Städte. Seine Truppen plünderten unbeschränkt, und er — bezahlte mit geraubtem Geld. Seine Macht wuchs im Norden Mexikos ganz ge-

waltig. Heute zittert jeder vor ihm. Raubend, mordend und plündernd zieht er durch das Land.

Sie hätten in Deutschland bleiben sollen, Fräulein Hauberg. Es ist jetzt keine Zeit, Mexiko zu besuchen. In Chihuahua liegen die Leichen der Chinesen tagelang auf den Straßen. Das alles ist kein Anblick für Sie."

Ich schweige. Da sagt er hart und herrisch: „Sie sind viel zu schade für Mexiko."

Nun steigt doch wieder ein Lachen in mir auf.

„Wollen Sie mich nach El Paso zurückbringen, Herr Doland? Ich sagte Ihnen schon einmal: wo meine Schwester lebt, werde ich auch leben können."

Ich zerteile beharrlich eine Apfelsine nach der anderen. Die kühlen Früchte bleiben meine einzige Nahrung.

„Sie werden immer Sehnsucht nach Deutschland haben," fährt er fort, während sein Blick mich nachdenklich umfaßt. „Sie können sich in diesem Lande niemals glücklich fühlen, auch nicht, wenn Friede und Ordnung herrschen. Ich befürchte, Sie müssen durch viele Enttäuschungen gehen."

Ich reiche ihm eine zerteilte Apfelsine hinüber. Er nimmt sie und greift nach meiner Hand.

„Seltsam, wie sehr Sie mich an meine verstorbene Mutter erinnern. Mein Vater hatte sie aus Deutsch-

land geholt, es war eine Jugendliebe von ihm. Arme Mutter, sie muß sehr unglücklich gewesen sein. Sie müssen sich vorstellen, meine Mutter war Künstlerin, sie hatte schon eine Reihe Konzerte gegeben, bevor sie ihrer Liebe folgte. Ich glaube, sie ist vor Sehnsucht gestorben."

Ich entziehe ihm behutsam meine Hand; ich möchte ihn nicht kränken. „Aber sie hatte doch Mann und Kinder hier," sage ich leise.

„Wenn das Heimweh im Blute frißt, erscheint alles andere nebensächlich. Ich kenne Deutsche, die alles hinter sich gelassen haben, was sie in schweren Kämpfen und zäher Ausdauer errungen hatten, — nur um noch einmal Deutschland wiederzusehen.

Erst, nachdem ich selbst die Heimat meiner Mutter kennen gelernt hatte, konnte ich ihre Not verstehen. Ein Jahr nach ihrem Tode fuhr ich nach Deutschland, um die Hochschule zu besuchen und mir den Titel ‚Diplom-Ingenieur' zu holen. Ich weiß nicht, ob Sie den Blick und das Verständnis dafür haben, aber Sie werden in meinen Silberbergwerken den deutschen Geist der Technik wiederfinden. Und nun . . ."

Er ist aufgesprungen, reckt sich in den Gliedern. „Fühlen Sie sich kräftig genug, weiterzufahren?"

Jetzt bin ich ehrlich erschrocken. „Wie können Sie danach fragen? Ich will Ihnen doch nicht zur Last fallen!“

Er lächelt. „Vorwärts!“

Der Motor rattert. Fred Doland schlingt einen Gurt um meine Füße, damit ich mehr Halt habe. Ein Handtuch, das die gute Frau Eggers mir gegeben hat, knote ich um die Stange. So kann ich mich festklammern, ohne die Hände blutig zu reiben.

Weiter — in den blauen Dunst hinein, der über den Klippen lagert. Bergauf, bergab . . . Durch endlose Sandwüsten und über mesquitesbewachsene Hügel . . .

Keine Menschenseele ist weit und breit zu sehen. Die elenden Lehmhütten, die dann und wann vor uns auftauchen, liegen einsam und zerstört. Rudel von Pferden, Eseln und Rindern laufen erschreckt zusammen, wenn das Fahrzeug sich ihnen nähert. Alle sind zu Skeletten abgemagert.

Ganz plötzlich ist es dunkel. Phantastisch ragen rechts und links hohe Felsen in die Luft. Sie schießen unmittelbar aus der Erde hervor wie Denkmäler eines vergangenen Zeitabschnittes.

Schatten huschen durch das niedrige Buschwerk. Dann und wann ertönt der klagende Schrei eines Wildesels oder das dumpfe Grollen eines Stieres.

Ich habe das Empfinden, als würde ich von dieser plötzlichen Dunkelheit ganz eingehüllt, als sei auch in mir alles Licht erloschen. Ich lasse mich willenlos hin- und herschleudern, mein Denken versinkt in einer grenzenlosen Gleichgültigkeit.

Auch die beiden Männer spähen schweigend in die Dunkelheit, die nur vor uns durch den hellen Lichtschein der Laternen unterbrochen wird.

Als der Wagen noch einmal hält, bleibe ich erschöpft und teilnahmslos sitzen.

Der Fahrer scheint die Maschine nachzusehen. Fred Doland beugt sich zu mir hinein und reicht mir den Wassersack.

„Verlieren Sie nicht den Mut, es wird gleich besser. Diese letzte Strecke verlangte allerlei Kraft. Wollen Sie etwas essen?“

Er selbst beißt mit kräftigen Zähnen in ein Butterbrot. Aber mir ist übel, ich verzichte.

„Werden Sie die ganze Nacht durchfahren, Herr Doland?“

„Ja, aber nicht in diesem Tempo. Es geht jetzt langsamer. Vielleicht gelingt es Ihnen, zu schlafen.“

Da muß ich lachen. „Schlafen — in diesem Hexenkessel!“

Er lacht ebenfalls. „Sie sind sehr tapfer, Fräulein Hauberg, aber Sie sollten etwas essen.“

Er hat mir ein Brot in die Hand gedrückt. Ich spüre einen plötzlichen Heißhunger und beiße sofort hinein.

„Look at there!" ruft der Fahrer. Er kurbelt den Motor an und deutet mit der linken Hand gegen den Horizont.

„Feuer?"

Glühend rot schießt es am Rande der Steppe empor. Nur wenige Sekunden, dann erhebt sich wie ein leuchtender Riesenball der Mond am Himmel. Noch stehen die Schattenrisse hoher Agaven vor ihm. Er steigt — er schwebt. Endlos liegt der Weltenraum vor ihm, in den ihn unsichtbare Hände hineinschieben.

Nun sind alle finsteren Mächte der Nacht verbannt. Ein guter Freund begleitet uns.

*

Die Lider sind mir vor Ermattung zugefallen. Eine Hand tastet nach meinem Arm, eine Stimme flüstert: „Nicht erschrecken, lehnen Sie sich weit zurück, damit man Sie nicht sieht."

In demselben Augenblick durchreißen Gewehrsalven die Stille. Der Wagen hält.

Pferde jagen heran. Wir sind von einer Schar Reiter umzingelt.

„Jetzt ist Schluß," denke ich und bereue es, keine Pistole zu haben.

Frau Eggers Worte schießen mir durchs Gehirn:

„Noch dazu als junges Mädchen, nicht auszudenken, was alles geschehen kann!" — —

„O, lieber tot! Hätte ich doch eine Pistole!"

Fred Doland steigt aus und verhandelt mit dem Anführer der Bande. Wie aus weiter Ferne höre ich die Männer reden; es dünken mich Ewigkeiten, das Herz klopft mir zum Zerspringen.

Ich verstehe kein Wort, da sie spanisch sprechen.

Er steigt wieder in den Wagen, aber während der Motor anspringt, ruft er auf deutsch: „Keine Angst!"

Die Reiter begleiten uns. Das Schnauben der Pferde, das Aufschlagen der Hufe vereint sich mit dem Rattern der Maschine.

Was ist das? Ein Ruck — der Wagen steht. Ich werde mit dem Kopf gegen die Hinterwand geschleudert, es flimmert vor meinen Augen . . . Und dann wieder die klare, ruhige Stimme meines Beschützers:

„Es ist keine Gefahr! Wir sitzen fest und werden längere Zeit gebrauchen, um loszukommen. Steigen Sie lieber aus."

„Was ist das für eine Bande, die uns begleitet?" frage ich, noch ganz benommen von dem Stoß gegen

den Hinterkopf. Er lacht leise. „Ich kann mir Ihre Angst vorstellen. Aber befürchten Sie nichts — es sind Regierungstruppen."

„Und wenn es Revolutionäre gewesen wären?" Er lacht wieder. „Ich erfasse den Augenblick erst, wenn er an mich herangetreten ist. Kommen Sie."

Er reicht mir die Hand und hilft mir hinaus. Mit steifen Gliedern springe ich auf den Erdboden.

„Una Señora!" Der Ruf springt auf, scheint sich durch die ganze Reiterbande fortzupflanzen. „Una Señora!"

Wilde Gestalten mit braunen Gesichtern und schwarzen Haaren umringen uns. Unter den hohen, aus Stroh geflochtenen Hüten blitzen dunkle Augen. Grellfarbige, über die Schultern geworfene Serape, oder verwahrloste, baumwollene Anzüge sind die Uniformen dieser „Regierungstruppen". Wie mögen dann erst die Banditen aussehen! Nur die breiten, über Brust und Hüften geschlungenen Patronengürtel und die schußbereiten Gewehre erinnern an ihr kriegerisches Handwerk.

Ich schaue neugierig im Kreise umher. Welch ein romantischer Anblick!

Doland und der Fahrer liegen halb unter dem Wagen und hacken auf das harte Gestein, in das die Räder tief eingekeilt sitzen. Rund umher im

grellen Lichtschein der Laternen stehen ungefähr dreißig bis vierzig Mexikaner.

Vor uns breitet sich die weite dunkle Steppe aus, rechts lagern die Schattenrisse des Gebirges. Weißes Mondlicht geistert über Klippen und Büsche.

Ich gehe einige Schritte auf und nieder und fühle die Blicke der Männer mit mir gehen.

Der Anführer der Bande, ein junger Mensch mit blitzenden Augen, steht vor mir und schüttet ein Übermaß wohlklingender Worte über mich aus. Dabei deutet er mit einladender Handbewegung auf einen Felsblock. Ein grellbunter Serap liegt darüber ausgebreitet.

Ich nicke ihm zu und besteige meinen romantischen Sitz. Meine Angst ist verflogen, ich lasse all das Neue, Seltsame meiner Lage wie ein buntes Märchen auf mich einwirken.

Die Männer lagern sich um mich herum, sie flüstern miteinander und wenden keinen Blick von mir.

Ich würde mich gern mit ihnen unterhalten, aber ich verstehe kein Wort. Dann und wann kriecht Fred Doland unter dem Wagen hervor und wirft einen prüfenden Blick zu mir hinüber.

Er ruft den Männern etwas zu. Ich höre, wie sie immer wieder ein Wort wiederholen: „Aleman".

„Ich habe ihnen gesagt, daß Sie Deutsche sind; damit steigen Sie hundert Prozent in der Achtung der Mexikaner,“ ruft Fred Doland mir zu.

Es mag wohl eine Stunde vergangen sein, da setzt sich der Wagen langsam in Bewegung. Diese Panne hat zwei neue Gummireifen gekostet.

Weiter geht es durch die schweigende Nacht. Die Reiter begleiten uns.

„Wir müssen in Villa Ahumada, dem nächsten Ort, bleiben,“ sagt Fred Doland in gedämpftem Ton. „Die Kerle lassen uns nicht durch. Hoffentlich finden wir ein Unterkommen.“

Ich sehe Lichter aufblitzen. Ein Rudel Hunde stürzt uns kläffend entgegen. Die Umrisse verschiedener Lehmhütten tauchen schattenhaft auf.

„Quien vive!“ Der Schrei steigt aus der Dunkelheit, Licht flammt auf, Gewehrschüsse knattern. Ich sehe, wie berittene Burschen einfach in die Luft schießen.

Wir befinden uns im Lager der Regierungstruppen. Fred Doland steigt aus und verhandelt mit dem Anführer, der auf einem Schimmel herangesprengt kommt. Ich habe mich wieder weit zurückgelehnt. So lange ich Fred Dolands ruhige Stimme höre, fühle ich mich geborgen. Er beugt sich zu mir herein.

„Wir müssen aussteigen und uns ein Nachtlager in einer dieser elenden Hütten suchen. Die Schurken schwören, unsere Maschine zu bewachen. Sie gestatten jedem von uns, ein Handgepäck mitzunehmen.“ Er lacht gereizt. „Alles andere werden wir nie wieder erblicken!“

„Herr Doland, die Waren für Chihuahua?“

Er nickt. „Das heißt, wenn sich mein treuer Mac Manson nicht einen Plan erdacht hat!“

Er deutet auf den Fahrer. Der sitzt, den Kopf vornübergeneigt und scheint zu schlafen. „Er ist schlauer als sie alle. Kommen Sie.“ Fred Doland hebt mich behutsam aus dem Wagen heraus und stellt mich nieder. Sein Arm bleibt wie schützend um meine Schulter liegen.

„Una Señora!“ — — Wieder derselbe erstaunte Schrei.

„Man hält Sie für meine Frau,“ sagt Fred Doland, er drückt mich ganz leicht und behutsam an sich. Eine warme Welle geht von mir zu ihm.

Ein verwegener Bursche tritt an den Fahrer heran, packt ihn am Arm und bedeutet ihm, auszusteigen.

Mac Manson fährt hoch und brüllt wie ein Tier.

„Was sagt er?“ frage ich meinen Beschützer. „Sie sollen ihn in Ruhe lassen. Er sei müde und könne gerade so gut im Wagen schlafen. Sehen Sie, sie treten zurück. Feiges Pack! Sie werden

ihre Absicht, die Waren zu stehlen, nicht ausführen, so lange er im Wagen sitzt. Darum hat er auch vorhin Schaufeln, Äxte und Taue in das Wageninnere gebracht. Was jetzt noch an der Außenseite hängt, wird spurlos verschwinden."

Er zieht meinen Arm durch den seinen und wendet sich den Lehmhütten zu, die wenig verlockend aus dem Dunkel hervortreten. Die meisten sind mit Brettern und Balken an Fenstern und Türen vernagelt. Andere sind vollkommen zerstört. Nur die nackten Außenwände lassen eine einstige Wohnstätte erkennen.

Herr Doland klopft an drei, vier Türen, doch nirgends hört man ein Lebenszeichen. Endlich ertönt aus einem langgestreckten Gebäude auf wiederholtes, energisches Klopfen eine Stimme:

„Quien vive?"

Man hört Schritte, die Balken an der Tür werden beseitigt, und dann zeigt sich durch eine Spalte das dunkle, runzlige Gesicht eines alten Mexikaners. Er hält uns die qualmende Öllampe vor's Gesicht und fragt nach unserem Begehr. Fred Doland bittet um ein Nachtlager.

Nach langem Zögern brummt der Alte endlich: „Pase ustedes" (tretet ein). Wir folgen ihm in die unheimliche Finsternis des Hauses. Der Mexikaner leuchtet mit der Laterne voran; der schwache Licht-

schein fällt auf schlafende Männergestalten, die zusammengekauert auf dem Fußboden liegen. Mit langen Schritten versuchen wir, über die Arme und Beine hinwegzuklettern, wobei häufig ein Schlummernder unsanft geweckt wird und mit wildem Fluchen hochfährt. Endlich gelangen wir in eine kleine Stube, in der sich ein Bett, ein Stuhl, ein Tisch und ein Spucknapf befindet.

„Hier habe ich geschlafen. Ich will sehen, wo ich unterkomme," verdolmetscht mir Fred Doland die Rede des Alten.

Ich muß unwillkürlich von dem schmutzigen, nach Unsauberkeit riechenden Mann auf das dürftige Lager blicken und kann mich bei dem Gedanken, noch seine Körperwärme in den Lumpen zu spüren, eines Schauders nicht erwehren. Der Alte stellt eine qualmende Lampe auf den Tisch und verschwindet.

Einen Augenblick lang sehen wir uns beide stumm an, dann geht ein Lachen über unsere Gesichter.

„Meine kleine Señora, lachen Sie nur, damit kommen wir am besten weiter," sagt Fred Doland, „was sollen wir auch anderes tun? Wir sind müde, zum Umfallen, ich wette, daß Ihre Füße Sie kaum noch tragen."

„So schlimm ist es nicht," erwidere ich tapfer und fühle doch, daß sich die Müdigkeit wie ein schwerer Mantel um meine Glieder legt.

Schnarchen und gedämpftes Flüstern dringt zu uns herein. Fred Doland untersucht die Türen; es ist keine mit einem Riegel versehen. Vorsichtig schiebt er vor die eine den Stuhl und vor die andere den Tisch. Dann beschließen wir, uns in die reichlich vorhandenen Decken oder Schmutzlappen zu teilen.

Doland richtet sich auf dem Fußboden ein Lager her, ich werfe mich mit meinen staubigen Kleidern auf das Bett.

Mir sind schon die Augen zugefallen, da hebt er meinen Kopf vorsichtig hoch und breitet zwei Taschentücher über ein Kissen.

„Diese mexikanischen Betten sind ein Asyl für Wanzen," sagt er lächelnd.

„Und sollten Skorpione darin hausen, — ich schlafe."

*

Ich wache ganz plötzlich auf und blicke gerade in die Augen Fred Dolands. Er steht, leicht vornübergebeugt neben meinem Lager. Es ist heller Tag.

„Kleine Señora," lacht er, „haben Sie einen gesunden Schlaf. Ich habe schon alles mögliche versucht, Sie zu wecken. Ich beneide nur den Alten, der heute Nacht Ihre Träume hier weiter träumen

darf. Wir müssen nämlich an die Weiterreise denken. Wie steht es mit Ihrem Mut?"

Ich bin mit einem Satz hoch. „Mein Mut ist ebenso groß wie mein Hunger, Herr Doland."

Er deutet lächelnd auf eine verbeulte Blechschale mit Wasser. „Wenn Sie zunächst ein Morgenbad nehmen wollen. Ich habe das Wasser selbst aus dem Brunnen geholt. Ich komme gleich zurück und hole Sie zum Frühstück. Schieben Sie den Tisch wieder vor die Tür."

Erst jetzt sehe ich, in welch einem verwahrlosten Raum ich die Nacht zugebracht habe. Die rohen Lehmwände sind von Kugeln durchlöchert. Einige große Risse wurden mit Maisstroh zugestopft. Von der aus rohen Balken zusammengefügten Decke hängt ebenfalls Stroh und Buschwerk hernieder. Der Lehmboden ist zerstampft und ausgehöhlt, mit Lumpen und Unrat bedeckt. Das Bett ist eine aus Brettern zusammengeschlagene, flache Kiste. Auf Strohsäcken liegen schmutzstarrende Decken. Und da — da habe ich geschlafen! Ich schüttele mich.

Es klopft an die Tür. „Sind Sie fertig?"

„Ja, ich komme!"

Im Hause ist alles still. Wir treten auf den Hof hinaus. Eine Schar Hühner flattert auseinander. Mehrere Hunde balgen sich um einen umgekippten Futternapf. In einer Ecke befindet sich ein kleiner,

von rohen Holzpfählen umzäunter Garten. In seiner Mitte steht ein Bäumchen, das mit unzähligen rosa Blüten bedeckt ist.

Dorthin führt mich Doland. Auf einer umgekippten Tonne steht unser Eßkorb.

„Ich bat die alte Hexe drinnen im Hause um heißes Wasser für den Kaffee-Extrakt. Da kommt sie schon — muchas gracias — so — und jetzt wird gegessen."

„Was macht Mac Manson?"

„Er ist im Wagen. Es ist genau so eingetroffen, wie ich es Ihnen schon sagte. Der arme Kerl hat während der ganzen Nacht kein Auge zugemacht. Fünfmal haben sie versucht, ins Wageninnere einzudringen, fünfmal hat er sie mit der nackten Faust zurückgeschlagen."

„Ich verstehe nur eins nicht," unterbreche ich ihn, „Sie sagten, daß wir es mit Regierungstruppen zu tun haben. Die scheinen sich aber auch wie Banditen aufzuführen."

Fred Doland verschluckt sich an seinem Kaffee, er hustet und lacht.

„Ihre Frage ist berechtigt. Wenn man bedenkt, daß Sie aus einem Lande kommen, in dem alles hübsch ordentlich hergeht und jeder Beamte sich da bewegt, wo er von Amt und Würde aus hingesetzt wurde, muß Ihre Verwunderung doppelt groß

sein. Sie sollten sich aber darüber klar sein, daß Mexiko wieder einmal einem Wespennest gleicht, in das jeder glaubt, hineinstechen zu dürfen. Wer hat denn augenblicklich die Regierung in der Hand? Quien sabe. Die Carranzistas nennen sich Regierungstruppen. Im Grunde sind es auch nur zusammengelaufene Bandentruppen. Der Advokat Carranza ernannte sich zum Präsidenten von Mexiko, der Sträfling Francisco Villa erhob sich selbst zum General. Wo die Stimme des Volkes fehlt, nützt alle Willkür nichts. Das Volk aber ist hier, wie in jeder inneren Zersplitterung, nichts als der leidtragende Teil. Die Zeit der regulären Regierungstruppen ist vorbei. Sie finden noch einige Schatten davon in Chihuahua. Was sich jetzt so nennt, hat niemals Disziplin und Ordnung kennen gelernt. Man muß eben mit den Wölfen heulen. Ich hatte einen Freibrief vom General M. in der Tasche, ohne ihn wäre es uns schlecht ergangen."

Ich sehe ihn ganz entsetzt an. Da lacht er und greift nach meiner Hand. „Ich habe den Brief, und wir haben keine Angst, nicht wahr? Ich möchte die Augen meiner Señora nur lachen sehen."

Ich entziehe ihm meine Hand. „Warum sagen Sie meine Señora, Herr Doland! Es hört sich sehr anmaßend an."

„Sie haben doch gehört, die Leute glauben, Sie wären meine Frau."

Seine Augen blitzen.

„Aber ich bin es nicht!"

„Nein — noch nicht. Aber ich möchte mir einbilden, daß Sie es bald sein werden."

Ich lache hell auf. Dabei fühle ich die dunkle Röte, die mir in die Wangen steigt.

Er springt auf. „Ich glaube, ich kann Sie hier ruhig allein lassen. Ich muß versuchen, den General zu sprechen. Der hohe Herr, der früher Viehtreiber war, geruhte mich noch nicht zu empfangen. Er hat aus alter Anhänglichkeit an seinen früheren Stand sein Quartier in einem Viehwagen aufgeschlagen. Die Soldaten behaupten, wir führen gerade ins Rebellenlager hinein. Mit dieser Verantwortung wollen sie sich nicht beschweren, und sie verbieten uns die Weiterfahrt."

„Aber Herr Doland!"

„Ruhig, ruhig, wir wollen abwarten, was der General sagt. Also — ich gehe." Er winkt mit der Hand und verschwindet im Haus.

Wie gut er mir gefällt! Kraft, Mut, Entschlossenheit sind in ihm vereint.

Es ist mir warm und froh ums Herz. Ich hocke mich ins Gras, mitten zwischen üppige Bananenstauden, Rhicinus- und Orangenbäumchen. Dieses kleine Stückchen Erde, von Menschenhand getränkt

und gepflegt, scheint alles aufbieten zu wollen, die öde Steppe draußen vergessen zu lassen.

Ein grünschillernder Kolibri taucht seinen langen, spitzen Schnabel im schwirrenden Fluge in den Kelch einer dunkelroten Blüte.

Ist es nicht wirklich wie ein Märchen? Die seltsame Bauart des Hauses, die aus Lehm und Sand zusammengeworfenen Wände, das alte, schmutzige Hexenweib mit dem schwarzen, lang herabhängenden Haar, das drüben lässig an der Tür lehnt, die farbenprächtigen Schmetterlinge und die schwirrenden, schillernden Kolibris. Dazu die unbeschreiblich schöne Blumenpracht und der leuchtend blaue Himmel.

*

Es dauert zwei Stunden, bis Fred Doland die Erlaubnis erhält, weiterzufahren; allerdings geschieht es auf eigene Verantwortung und nach gründlicher Untersuchung auf Spionage. Ein Trupp Reiter begleitet uns aus dem Lager hinaus.

Überall brennen kleine Feuer, an denen zerlumpte Frauen hocken. Soldaten liegen herum, spielen Karten und rauchen. Es ist ein buntes, fremdartiges Bild.

Wir fahren durch weit ausgedehnte Felder, die nur mit Sonnenblumen bepflanzt sind. Ein schmaler

Weg führt durch die zwei bis drei Meter hohen Stauden, — eine unabsehbare Fläche leuchtender, goldener Sonnen.

Dann geht es wieder in die Steppe hinaus. Dasselbe Bild wie am ersten Tage. Dann und wann zerstörte, armselige Wohnstätten und rechts und links endlose Gebirgsketten. Fred Doland ist schweigsam und ernst. Die Männer sprechen kaum miteinander.

Es liegt Gefahr in der Luft, ich fühle es. Ich denke, wie leicht es möglich ist, daß man uns erst aus dem Lager herausläßt, um uns draußen zu überfallen und auszurauben. Eine nervöse Unruhe erfaßt mich.

Hinter einer schmalen Hügelkette liegt die weite Steppe. Wir biegen von dem Weg, der sich durch die Hügel zieht, ab und fahren rechts in die Wildnis. Der Fahrer läßt den Wagen hinter einer plötzlich aufsteigenden hohen Klippe halten. Er steigt aus und geht den Weg zurück, den wir gekommen sind.

„Was ist los, Herr Doland?"

Er beugt sich über den Sitz zu mir herüber. Der Blick seiner Augen ist hart. „Haben Sie Angst?"

„Nein, aber glauben Sie, ich fühle nicht, daß etwas nicht stimmt? Es gibt nichts Quälenderes als Ungewißheit."

Seine Gesichtszüge entspannen sich. „Sie haben recht. Mac Manson sieht nach, ob unsere Wegspuren im Sande eingegraben sind. Wir werden uns hier wahrscheinlich einige Zeit verbergen müssen, um einem Überfall zu entgehen. Ich befürchte, dieser Tag wird Ihnen allerlei Aufregungen bringen.“

Mac Manson kehrt zurück. „Keine Spur zu sehen. Der Steppenwind fegt hinter uns her. Ich habe einen prächtigen Ausguck gefunden.“ Er hängt sich einen Wassersack über die Schulter und verschwindet wieder.

„Nun muß ich meine kleine Señora doch bitten, herauszuklettern,“ sagt Fred Doland, indem er eine Decke über einen Felsblock breitet. „Hier ist Schatten. Sie können sich lang ausstrecken, und ich darf mir endlich eine Pfeife anzünden.“

Wir sitzen eine Weile schweigend nebeneinander. Wenn sich unsere Blicke treffen, wird mir warm ums Herz. Ich denke, wie ganz anders ist dieser Mann als alle anderen Männer, die bisher in mein Leben getreten sind. Er kennt keine Furcht.

Fred Doland sagt plötzlich: „Wir wissen nicht, was die nächsten Stunden bringen. Man sollte diese Zeit ausnützen. Wie fühlen Sie sich hier in der mexikanischen Sandwüste mutterseelenallein, an der Seite eines tollen Draufgängers?“

Ich lächele. „Glücklich geborgen! Ich habe mich Ihnen anvertraut, nicht nur, weil Sie der Freund meiner Geschwister sind, sondern weil ich fühle, daß Sie ein treuer und aufrichtiger Beschützer sind."

„Hm," sagt er und reckt sich in den Armen, „Sie haben recht, obgleich ich eine andere Antwort erwartet habe. Sie sind ein Wunder."

„Ein Wunder?"

„Jede Amerikanerin würde aus dieser Fahrt ein sensationelles Abenteuer gemacht haben, das unbedingt in ein happy end ausgehen müßte. Aber es ist gut so. Sie vertrauen mir — und ich — meinem guten Stern."

Er erhebt sich und holt Früchte und Keks aus dem Wagen.

„Ich kenne viele Familien in Chihuahua, die seit Jahren keine Apfelsine mehr gegessen haben. Die Zugverbindungen sind nach dem Süden ebenso abgeschnitten wie nach dem Norden. Immerhin kann man Apfelsinen entbehren, aber sonst fehlt es an allen Enden! Wissen Sie, was mich bewogen hat, diese waghalsige Reise zu unternehmen?"

Ich sehe ihn fragend an.

„Der Anblick eines Säuglings, der von seiner Mutter mit Wasser und Kandis ernährt wurde, weil keine Milch aufzutreiben ist. Die Kiste, an der Sie

sich die vielen blauen Flecke geholt haben, ist mit Kannen kondensierter Milch gefüllt. Das wird bis zur nächsten Fahrt für den Kleinen ausreichen."

*

Es mag eine Stunde vergangen sein, vielleicht auch mehr. Mac Manson kommt zurück. Zwischen den vielen Falten seiner Gesichtszüge spielt ein Lachen.

„Sie sind schon seit einer Stunde vorbei. Acht Mann, im gestreckten Lauf geradeaus."

„Also doch!" Fred Doland springt auf die Füße. „Was nun? Es kann Nacht werden, bevor sie zum Lager zurückkehren. Es kann auch sein, daß sie Witterung bekommen, umkehren und die Gegend abstreifen. Ich werde jetzt zum Ausguck gehen. Wenn es stimmt, daß weiter südlich Rebellen lagern, werden sie sich nicht allzuweit vorwagen."

„Was war das?"

Gewehrschüsse durchschneiden die Stille. Mac Manson reißt die Hände aus den Taschen und läuft zurück.

Fred Doland sieht mich an. „Können Sie ganz tapfer sein, auch — auch wenn — —?"

„Ja," sage ich.

Da zieht er mich an der Hand vorwärts, dem Fahrer nach.

Wir spähen alle drei durch die Felsspalte. Vor uns liegt die weite, sonnendurchglühte Steppe.

Vielleicht zwei Kilometer von uns entfernt, jagt ein Trupp Reiter, graue Staubmassen folgen ihm.

„Sie sind hinter ihnen her," flüstert Mac Manson, „da — verdammt nochmal, sehen Sie's?"

Die ganze Steppe scheint plötzlich von Reitern und Pferden übersät zu sein. Sie brechen links aus einem Talkessel hervor und sprengen im rasenden Lauf die Ebene hinunter.

Wieder krachen Schüsse.

„Unsere acht Mann sind nicht mehr," sagt Fred Doland. „Was haben die Kerle vor?"

Mac Manson schiebt ein Stück Kaugummi zwischen die Zähne. „Wahrscheinlich einen Überfall auf das Lager."

Fred Doland drückt meine Hand, die in der seinen liegt. Schweigend stehen wir nebeneinander und blicken durch die enge Felsspalte hinab. Immer mehr Reitermassen schieben sich vorbei. Buntfarbige Serapen leuchten grell in der Sonne. Gewehrläufe blitzen.

Sie verfolgen den Weg, den wir gekommen sind, dem Lager zu. Erst als das letzte Pünktchen am Horizont verschwunden ist, löst sich die Spannung, die uns umklammert hält.

„Wir wären also tatsächlich dieser Horde in die Arme gefahren! Eigentlich verdanken wir den acht Mann, die uns nachgeritten sind, um uns auszuplündern, unsere Rettung," sagt Mac Manson. Er atmet tief auf.

„Oder unserer guten Erfahrung diesen Banditen gegenüber. Es war anzunehmen, daß sie uns einige Burschen nachschickten. Man läßt einen mit Waren bepackten Kraftwagen nicht ruhig weiterfahren. Und jetzt — los — keine Minute gezögert. Fürs erste ist die Luft rein."

Wenige Augenblicke darauf bin ich wieder festgeschnallt. Der Kraftwagen gleitet über Klippen und Geröll hinaus in die Steppe, und nun beginnt eine tolle Fahrt.

Sieben Stunden — acht Stunden — ich kann nicht mehr! Ich beiße die Zähne zusammen und klammere mich an die Stange. Habe ich gestöhnt? Fred Doland wendet sich nach mir um. Dann fahren wir langsamer.

„Das hat uns ein gutes Stück vorwärts gebracht. Jetzt wird's besser."

Ich versuche zu lächeln.

Schrille, langgezogene Schreie lassen mich aufhorchen.

„Es sind Geier", erklärt Fred Doland, „Wir kommen auf die Ebene, auf der vor kurzem eine Schlacht stattfand."

Nun erblicke ich auch die unzähligen großen Vögel, die in weiten Kreisen über eine bestimmte Gegend fliegen, sich schwerfällig niederlassen und im nächsten Augenblick schreiend wieder hochfahren. Jetzt kreisen sie über uns, stoßen mit ihren mächtigen Schwingen herunter, kämpfen schreiend und flügelschlagend um ein Stück Beute. Sie wenden beim Näherkommen des Wagens kaum die Köpfe mit den langen, nackten Hälsen.

Vor uns jagt ein Rudel Präriewölfe auseinander. Hier und dort steht ein armseliges Kreuz. Die nur lose aufgeworfenen Gräber sind von den Tieren auseinandergerissen. Schädel und weißgeblichene Knochenreste, ganze Pferdegeripppe, deren Beine hoch in die Luft ragen, zertrümmerte Waffen und Fetzen von Kleidungsstücken liegen zerstreut umher.

„Augen links!" ruft Fred Doland.

Ich folge seinem Blick. Da steht eine Stute und verteidigt ihr Füllen vor dem Angriff dreier Wölfe. Das junge Tier drückt sich fest an die Mutter, die schnaubend mit den Hinterbeinen ausschlägt und die Angreifer zu vertreiben sucht. Wahnsinnige Angst lodert aus ihren Augen.

Mac Manson reißt den Wagen zur Seite, er fährt wie toll auf die Gruppe los; die Wölfe jagen auseinander, und in langen unbeholfenen Sätzen springt das Füllen der Mutter nach.

Weiter. —

Der Fahrer läßt den Wagen halten. „Wir müssen dicht machen, es gibt Regen.“

Ein schwarzer, undurchdringlicher Schleier hat sich um die Berge gelegt. Man sieht strichweise Regen herniederrauschen. Unheimlich schnell kommen die dunklen Wolkenmassen näher. Wir haben kaum das letzte Schutzleder befestigt, als ein Wolkenbruch herniedergeht. In wenigen Augenblicken steht alles unter Wasser. An einigen Stellen fahren wir bis über die Achse durch die Flut.

Fred Doland nickt mir zu. „Wir hatten eine kleine Abkühlung nötig. Sie kommen gerade zur Regenzeit nach Mexiko. Das heißt, wir haben neun Monate Dürre hinter uns. Aber passen Sie auf, diesen Schreck werden wir heute noch häufiger erleben. So schnell wie sich die Wassermenge ansammelt, saugt auch das ausgetrocknete Land die willkommene Flüssigkeit ein. Sehen Sie, die Wolken liegen so tief, daß wir einfach hindurchfahren.“

Aus einem jetzt mit Wasser gefüllten Tümpel ragen mehrere Gerippe von Pferden oder Kühen hervor.

Mac Manson deutet mit dem Kopf dahin. „Für die kommt das Wasser zu spät. Ich habe schon ganze Lager von Rindern angetroffen, die vor Wassermangel krepierten.“

Die Hitze ist jetzt schwül und fast unerträglich. Wir müssen, um tiefe Wasserlachen zu vermeiden, größere Umwege machen.

Wieder hält der Wagen, Mac Manson steigt hinaus.

„Ich habe den Weg verloren.“ Er blickt suchend umher und verschwindet zwischen Geröll und Gebüsch.

„Ich verstehe nicht,“ sage ich, „wie Sie in dieser Wildnis überhaupt einen Weg verfolgen können.“

„Ich kann es auch nicht,“ lacht Fred Doland, „aber Mac Manson behauptet, von El Paso bis Chihuahua jeden Stein zu kennen.“

Ich steige mit steifen Gliedern aus dem Wagen. Die Sonne brennt wieder hernieder. Fred Doland reicht mir den Wassersack. Ich trinke mit trockenen, heißen Lippen. Dann kauern wir uns in den Schatten eines Gebüsches. Er erzählt von seinen Silberminen, von seinen Besitztümern und den Gefahren, in denen er täglich lebt. Eine ganz neue Welt tut sich vor mir auf.

Mac Manson kommt zurück. „Wir haben Glück gehabt,“ ruft er, „vor einer knappen Stunde ist hier eine Bande von mindestens vierzig Reitern vorbeigezogen. So weit das menschliche Auge reicht, ist nichts mehr von ihnen zu sehen.“

„Können Sie das mit Sicherheit behaupten?“ fragt Fred Doland; er hat sich hastig erhoben.

„Das kann ich," lacht der andere, „denn den letzten Regenguß hatten wir vor einer Stunde. Er muß hier um dieselbe Zeit gewesen sein, wie der Erdboden beweist. Die nach links fortführenden Spuren sind kurz nach dem Regen eingedrückt. Die Bande scheint einen bestimmten Plan zu verfolgen, denn sie ist in scharfem Trab geritten. Trotzdem rate ich, noch eine halbe Stunde zu warten. Unser Weg führt weiter rechts an den Klippen vorbei."

„Wir kommen langsam vorwärts," erwidert Fred Doland. Besorgnis klingt aus seiner Stimme. „Es wird dunkel, bevor wir Terrasas erreichen. Wir dürfen in diesem unsicheren Gebiet keine Laternen anzünden, ihr Lichtschein würde uns verraten."

Um mich selbst von meiner großen Müdigkeit abzulenken, fange ich an, mir von den schillernden Steinchen, die überall herumliegen, die schönsten auszusuchen und in mein Taschentuch zu sammeln. Der Regen hat sie hübsch blank gewaschen.

Fred Doland sieht mir zu und sagt lächelnd: „Wissen Sie auch, daß es Opale sind, die Sie da einsammeln?"

„Nein, das weiß ich nicht." Ich knote mein Taschentuch zusammen und verwahre es im Wagen.

„In Mexiko braucht man nur die Hand auszustrecken, und man hat sie gefüllt mit Schätzen," fährt Herr Doland fort. „Es ist schade um dieses reiche,

schöne Land, das immer wieder vom Bruderkrieg zerrissen wird. Der Amerikaner weiß es auszunutzen. Daher der Haß gegen ihn."

„Nur deshalb, Herr Doland? Ich hörte, daß die Amerikaner gehaßt werden, weil sie schon häufig versucht haben, Mexiko zu verschlucken, und weil gerade die Amerikaner in ihrer ganzen Sinnesart diesem Volk sehr fern stehen."

„Da haben Sie recht. Der Mexikaner hat viel Gemüt, etwas, das den Yankees vollkommen abgeht. Der amerikanische Geschäftsmensch fragt z. B. in diesem Bruderkrieg nicht nach der Auswirkung seiner Waffensendungen, sondern nur nach seinem dabei gewonnenen Verdienst. Es ist alles jüdisches Machertum, — glauben Sie mir.

Auch in Chihuahua haben sich die Juden sehr breit gemacht. Ich warne Sie vor diesen Familien! Sie gebärden sich als gute Deutsche, weil dadurch ihr Ansehen bei den Mexikanern steigt. Im Grunde genommen bilden sie aber einen festen Ring, der langsam und systematisch alles wahrhaft Deutsche abzudrosseln versucht. Sollte es Pancho Villa gelingen, in Chihuahua festen Fuß zu fassen, werden es die vielen großen jüdischen Geschältsleute sein, die dem Banditen die gut gefüllte Hand entgegenstrecken und sich als seine treuen Freunde bekennen. Denken Sie an meine Worte."

Er wendet sich an Mac Manson, der eine Karte aus der Tasche gezogen hat und sie sorgfältig betrachtet.

Meine Blicke gehen zu den Gebirgsketten hinüber, die uns noch immer von beiden Seiten umschließen. Ein blauer Dunst liegt über der Steppe, zerklüftete Steinmassen türmen sich neben uns auf.

Ich konnte schon als Kind an keinem Steinhaufen vorbeigehen, ohne darin herumzusuchen. Die riesigen Blöcke fesseln meine Wißbegierde. Ich klettere von Fels zu Fels, zwischen denen sich die Schlingnetze der Kakteen ausbreiten, und versuche gerade, eine flache Steinplatte zu erreichen, da reißt mich der Arm Mac Mansons zur Seite. In demselben Augenblick bückt er sich nach einem Felsstück. Auf dem Stein, den ich soeben besteigen wollte, liegt eine Schlange. Sie ist zusammengerollt, nur ihr Schwanzende ist steil erhoben und bewegt sich blitzschnell hin und her. Ich höre ein Zirpen, ähnlich dem schnarrenden Ton einer Grille. Mac Manson hat gut gezielt, trotzdem springt das Tier hoch, stellt sich kerzengerade — — —

Mac Manson reißt mich zurück, lautlos verschwindet die Schlange im Gestein. Das alles geschieht in wenigen Sekunden. Ein Blutfleck kennzeichnet die Stelle, wo die Viper gelegen hat.

Fred Doland ist an unsere Seite getreten.

„Eine Klapperschlange," erklärt Mac Manson, „beinahe — — —"

Fred Doland sieht mich an, legt den Arm um meine Schulter. „Mein Gott," sagt er, „wissen Sie, daß ihr Biß tödlich ist? Das hätte uns gerade gefehlt!"

Da reiche ich Mac Manson die Hand. „Ich danke Ihnen, Sie haben mir wahrscheinlich das Leben gerettet."

Der Schreck liegt mir noch in den Gliedern, als ich bereits wieder im Wagen sitze und die wilde Fahrt weitergeht.

Gegen Abend setzt der Regen abermals ein. Die Dunkelheit steigt schnell herauf. Wir müssen zwei Mal neue Reifen einsetzen.

Immer noch geht die Fahrt weiter in völlige Finsternis hinein. Wir fahren nach dem Kompaß. Mir sind die Lider zugefallen. Fred Dolands Stimme reißt mich aus dem Halbschlummer.

„Wir müssen in Terrasas bleiben. Der Regen wird zu stark; es ist kein Vorwärtskommen möglich. Schlafen Sie?"

„Nein, ich schlafe nicht."

„Ich habe in Terrasas einen guten Bekannten wohnen. Bei ihm werden wir übernachten. Vorausgesetzt, daß er noch am Leben ist. Regen und Dunkelheit begünstigen unsere Einfahrt in den Ort;

denn es ist ja nicht ausgeschlossen, daß er von dem Rebellen besetzt ist."

Mac Manson stößt einen Fluch aus. „Die Maschine hält nicht mehr durch, sie muß Öl haben."

„Das ist jetzt unmöglich."

Wir fahren langsam weiter. Es ist zehn Uhr. Plötzlich tauchen rechts und links Lichter auf. Der Wagen tastet sich durch niedrige Häuserreihen.

Alles ist still, nur der Regen rauscht hernieder. Wir halten. Schweigend steigt Herr Doland aus und klopft gegen eine Tür.

Nur wenige Augenblicke, und ein fröhliches „Halloh, alter Bursche," verkündet, daß Mr. Stephanson noch unter den Lebenden weilt.

*

„Das müssen Sie sich nun gefallen lassen," sagt Fred Doland. Er wickelt mich von Kopf bis zu Fuß in einen Ölmantel und trägt mich durch den rauschenden Regen in das Haus hinein.

Auch hier in dem unbedeckten, viereckigen Gartenraum in der Mitte des Hauses steht das Wasser fußhoch. Um von der Wohnstube ins Eßzimmer zu gelangen, muß man hohe Stiefel anziehen.

Fred Doland schält mich aus meiner Umhüllung heraus. Das Erstaunen ist hier fast ebenso groß wie draußen im Lager.

Er hat ein spitzbübisches Lächeln im Gesicht, als er mich seinen Freunden vorstellt.

„Diese Fahrt sieht mal wieder unserm Silberkönig ähnlich," lacht Stephanson. „Für den gibt es keine Hindernisse, wenn er sich etwas in den Kopf gesetzt hat. Aber daß er Sie in dieses Wagnis hineingerissen hat, ist fast unverantwortlich."

„Sie irren sich, Herr Stephanson", erwidere ich, „es war mein freier Wille. Es gab für mich nur die eine Möglichkeit, Chihuahua zu erreichen."

„Ich nehme an, Sie ahnten nicht, welcher Gefahr Sie entgegenfuhren. Aber er wußte es."

„Schrecklich," sagt seine Frau, „wenn man bedenkt, was Ihnen alles zustoßen konnte."

„Wir geben uns nicht mit Möglichkeiten, die hinter uns liegen, sondern mit Tatsachen ab. Tatsache ist, daß Fräulein Hauberg sehr müde ist, daß sie sich waschen muß, und daß wir uns alle ein gutes Abendessen verdient haben."

Frau Stephanson legt den Arm um mich und führt mich in das Schlafzimmer. Nach einem Blick in den Spiegel muß ich hell auflachen. Eine grauschwarze Schmutzschicht bedeckt mein Gesicht.

Sie haben alle Waren ins Haus tragen lassen. Der Kraftwagen wird in einem nahegelegenen Lagerraum untergebracht.

Meine Müdigkeit ist größer, als mein Hunger. Ich bitte um ein Nachtlager. Evelyn Stephanson, ein hübsches, blondes Mädchen, bringt mich in ihr Zimmer, in dem schon das Bett für mich hergerichtet ist.

Ein Bett — ein richtiges Bett.

Ich erzähle ihr von meinem letzten Nachtlager, sie sitzt ganz fassungslos auf einem Stuhl und beteuert immer wieder, daß sie mich grenzenlos beneide.

„Fred Doland ist der reichste Minenbesitzer hier im Norden. Daher hat er auch den Namen ‚Silberkönig' erhalten. Werden Sie ihn heiraten?"

„Wie kommen Sie darauf?"

„Ach, ich dachte . . ."

Ich denke gar nichts mehr. Ich lege den Kopf auf die Seite und schlafe.

*

Mitten in der Nacht fahre ich aus tiefem Schlummer hoch. Was ist das? Schreien, Kreischen, das Aufschlagen vieler Pferdehufe und dazwischen das

Knattern von Gewehrschüssen. Es ist, als sei die Hölle draußen los.

„Miß Stephanson," rufe ich mit gedämpfter Stimme.

„Regen Sie sich nicht auf," erwidert sie schläfrig, „es ist ein Überfall der Banditen. Wir haben uns schon daran gewöhnt."

„Sind wir denn hier sicher?"

„Bisher haben Sie uns als Ausländer verschont, und wenn sie kommen, well, ändern können wir's doch nicht. Man kann nicht darauf warten. Die Herren werden schon für unsere Sicherheit sorgen. Wir haben viele Waffen im Hause."

Im selben Augenblick dröhnen Gewehrkolben gegen die Tür. Nun fliegen wir doch beide aus den Betten heraus. Evelyn zündet eine Kerze an. Sie steht im lichtblauen, seidenen Pyjama — todblaß — die Augen weit aufgerissen.

Ich weiß nicht, ob sich in meinem Gesicht ebenfalls solch grenzenlose Angst widerspiegelt. Ich fühle nur, wie mein Herz hart hämmert.

Aber Evelyn, die noch vor wenigen Augenblicken so ruhig und vernünftig sprach, hat vollkommen den Kopf verloren. Abermals wird gegen die Haustür geballert. Lärm und Geschrei dringt zu uns herein. Da läuft sie weinend aus der Kammer. Ich höre Stephansons Stimme:

„Wenn sie einige Dutzend Kugeln in die Köpfe haben wollen, sollen sie die Tür einschlagen!" Gleich darauf ruft er etwas laut auf spanisch.

Draußen im Patio geistert Mondlicht an den weißgetünchten Wänden entlang. Regen und Unwetter haben ausgerast; es ist eine sternenklare, leuchtend schöne Nacht. Ich sehe durch die geöffnete Tür Fred Doland über den Patio gehen — und ich sehe, wie Evelyn Stephanson sich mit einem Schrei ihm entgegenstürzt und an seine Brust wirft. Ihre Arme umschlingen seinen Hals. Dieser Anblick scheint alle Furcht in mir auszulöschen. Es ist plötzlich ganz ruhig, fast leer in mir.

Auf der Straße verringert sich der Lärm, das Wehklagen und das laute Triumphgeschrei. Pferdehufe schlagen auf und entfernen sich; das Knattern der Gewehre verklingt in der Ferne.

Die Gefahr scheint vorüber zu sein. „Sie werden mich schon holen, wenn es nötig ist, was soll ich da draußen," denke ich und lege mich wieder ins Bett.

Fred Doland hält wohl noch die blonde, schlanke Evelyn im Arm und tröstet sie. Soll er nur, — was geht es mich an.

Die Lider fallen mir zu, aber mein Herz schlägt laut.

„Meine kleine Señora!"

Habe ich denn geträumt? Vor meinem Bett steht Fred Doland. Er hält einen Teller in der Hand. Seine Stimme hat einen weichen Klang, als er sagt:

„Ich muß mich doch nach meinem Schützling umsehen. Haben Sie keine Angst, es ist alles vorbei."

„Das habe ich selbst bemerkt, Herr Doland, sonst läge ich nicht im Bett," erwidere ich, indem ich mich zwinge, ruhig zu erscheinen. Er blickt mich schweigend an, dann reicht er mir den Teller hin.

„Sie wollen nicht gestört werden, ich verstehe. Aber bedenken Sie, daß Sie sich in Mexiko und nicht in Ihrem kultivierten Deutschland befinden. Essen Sie ein Butterbrot, Evelyn wird Ihnen eine Tasse Tee bringen. Und dann wird weitergeschlafen."

„Fräulein Stephanson scheint Ihren Schutz nötiger zu haben als ich," entfährt es mir.

Fred Doland war schon im Hinausgehen begriffen; er wendet sich schnell um und sieht mich prüfend an. Dann lacht er sein helles, frohes Lachen.

„Meine kleine Señora, Sie träumen!" — Hat er es gerufen? War das alles wirklich nur ein Traum? Ich bin allein. In meiner Hand halte ich einen Teller mit Butterbrot.

Kurz darauf bringt Evelyn Stephanson tatsächlich den Tee.

Sie springt ins Bett und zieht die Bettdecke hoch.

„Fred Doland scheint sehr besorgt um Sie. Sie haben wirklich Glück. Alle Mädchen hier reißen sich um ihn; und Sie kommen aus Deutschland herüber und sinken ihm einfach in den Arm."

„Fräulein Stephanson, was fällt Ihnen ein? Ich denke gar nicht daran, Herrn Doland in den Arm zu sinken. Das überlasse ich anderen."

Sie lacht spröde. Dann dreht sie sich um und scheint weiterzuschlafen.

*

Frisch und ausgeschlafen trete ich am Morgen in den Patio hinaus. Ein betäubender Duft schlägt mir entgegen. Er entströmt unzähligen Blumenkelchen, die aus den rankenden Blattpflanzen, mit denen die Innenmauern bedeckt sind, hervorbrechen. Mac Manson, die kurze Stummelpfeife zwischen den Zähnen, lehnt rauchend an einer Säule.

„Was nun, Fräulein Hauberg, die Banditen haben unseren Wagen gestohlen."

Ich glaube, ich mache ein sehr dummes Gesicht.

„Natürlich hatten sie es auf die Waren abgesehen, und wenn wir sie nicht in Sicherheit gebracht hätten . . ."

„Aber, Mac Manson, was fangen wir jetzt an?"

Er lächelt. „Glauben Sie, daß es für Herrn Doland Hindernisse gibt?"

„Nein, das glaube ich nicht."

Frau Stephanson kommt aus dem Eßzimmer und zieht mich mit einem Wortschwall hinein. Ihre Tochter, Herr Stephanson und Fred Doland sitzen schon um den Frühstückstisch.

„Donnerwetter," lacht Stephanson, „heute morgen sehen Sie aber anders aus!"

„Wahrscheinlich reingewaschen. Hoffentlich hält es bis Chihuahua vor."

„Wenn Sie überhaupt dahin kommen. Wissen Sie schon das Neueste?" fragt die Hausfrau und schiebt mir einen Teller mit geröstetem Brot hin.

„Ja, unser Wagen ist fort."

„Sie weiß es schon!"

Ich glaube, sie haben es alle gleichzeitig gerufen.

„Was gedenken Sie jetzt zu tun, Fräulein Hauberg?" fragt Fred Doland; seine Augen lachen mich an.

„Gründlich zu frühstücken."

„Bravo! Und dann?"

„Mir von Ihnen erzählen lassen, wie man ohne Kraftwagen nach Chihuahua kommt."

„Wenn Sie nicht reiten können, müssen Sie zu Fuß gehen," sagt Evelyn mit spitzer Stimme. „Ich

würde mich nicht fürchten, mit Herrn Doland nach Chihuahua zu reiten."

„Um Gottes Willen," entsetzt sich ihre Mutter, „fängst du schon wieder damit an. Wir sind am sichersten in unserem Hause. Schlag dir den Gedanken aus dem Kopf. Evelyn ist sehr mutig," fügt sie mit mütterlichem Stolz hinzu.

„Abenteuerei ist noch längst kein Mut," sagt Stephanson. Seine Frau blickt ihn streng an. Ich würge ein Lachen hinunter.

„Also," ergreift Fred Doland das Wort, „kommen wir zur Sache. Können Sie reiten?'

„Ja, wenn nötig, auch ohne Sattel."

„Gut, reiten wir nach Chihuahua, und ich hole die Waren nach. In Chihuahua wird noch ein handfester Karren aufzutreiben sein. Ich werde jetzt versuchen, Pferde herbeizuschaffen. In einer Stunde reiten wir."

*

Wir haben unser persönliches Gepäck zusammengeschnürt und hinten an die Sättel gebunden. Fred Doland hat sich die ganzen Taschen voll Dosen kondensierter Milch gesteckt. Auf meine Frage, warum er das tue, antwortet er:

„Ich bin es gewohnt, meine Versprechen zu halten. Glauben Sie im Ernst, daß wir die Waren noch

vorfinden werden? Wenn es nun auch keine Kiste ist, einige Dosen werde ich doch mitbringen."

Die braune Stute, die er mir zugedacht hat, scheint gut eingeritten. Im leichten Trab geht es durch Terrasas.

„Blicken Sie weder rechts noch links," ruft Stephanson mir nach. Aber ich habe schon mit Entsetzen das Straßenbild in mich aufgenommen. Zahlreiche Leichen liegen auf dem Pflaster.

Fred Doland reitet dicht an meiner Seite.

„Mut, kleine Señora, wir müssen durch. Sehen Sie den wolkenlosen Himmel? Mit unserem schönen Regen ist es vorbei. Oder können Sie ein drohendes, kleines Wölkchen erblicken?"

Ich bin nicht imstande zu antworten. Draußen vor der Stadt, wo die Lehmhütten alle in Schutt und Trümmer liegen, hängt an jedem dritten Baum ein Opfer der letzten Nacht.

Wir reiten vorbei.

Weiter.

„Herr Doland, wo sind jetzt — — — die Banditen?"

Er wendet mir sein Gesicht zu. Seine Augen sind hart. „Was befürchten Sie? Ich würde nicht reiten, wenn ich wüßte, wir laufen der Bande in die Arme. Dafür ist mir Ihr Leben zu lieb."

Schweigend lenken wir in die Wildnis hinein.

Aber mir erscheint heute dieses Land unheimlich und tückisch. Ich habe Angst. Mac Manson reitet voraus, eine Staubwolke hüllt ihn ein. Selbst das kräftige Büffelgras ist niedergetreten und verdorrt, — Sand, alles Sand . . .

„Wir schneiden eine Ecke ab und kommen auf die Landstraße, die nach Chihuahua führt," erklärt Fred Doland.

„Was gibt's?" ruft er Mac Manson zu, der uns plötzlich wieder entgegenkommt.

„Ich möchte nur Ihre Gesichter sehen, wenn Sie jetzt gleich um die Ecke — — hier — — oh — — so habe ich es mir gedacht!"

Fred Doland lacht laut auf. Dicht vor der Landstraße steht unser Wagen. Verbeult, beschmutzt, die Räder tief ins Gestein gedrückt.

„Sie konnten nicht weiter," lacht er, „sie haben sich festgerannt und mußten den Wagen im Stich lassen."

Mac Manson reicht seinem Herrn die Zügel und springt aus dem Sattel. Er reißt die Wagentür auf, läßt sich auf den Führersitz nieder. Der Motor springt an.

Fred Dolands Stute scheut, geht kerzengerade in die Luft. Er lenkt sie zur Seite. Ohne Mac

Mansons Pferd loszulassen, jagt er im Kreise um uns herum.

„Abstellen," ruft er und reitet dann langsam, mit kurzem Zügel, dicht an uns heran.

„Werden Sie ihn freikriegen, Mac Manson?"

„Ja, es ist alles in Ordnung, nur festgerannt, — wir werden es schaffen."

„Gut, wir machen kehrt, kommen Sie mit dem Wagen nach."

Wir reiten im Trab abermals Terrasas zu. Fred Doland blickt sich häufig um. Erst als der Kraftwagen, in eine Staubwolke gehüllt, hinter uns auftaucht, geht es im gestreckten Lauf denselben Weg zurück, den wir gekommen sind.

*

Ich sitze wieder in meiner Wagenecke zwischen Paketen und Kisten eingeklemmt. Die Waren sind alle verstaut. Fred Doland sagt mir, daß er überall erzählt hat, wir führen nach El Paso. Ob man es ihm glaubt? Er scheint abermals einen Überfall zu befürchten.

Familie Stephanson winkt und grüßt. Der Wagen setzt sich in Bewegung, eine große Anzahl Neugieriger springt zur Seite.

Was für arme, zerlumpte Menschen. Kinder sehen mich an, die den trüben, entsagenden Blick von Greisen haben. Wenn man doch helfen könnte.

Fred Doland hat mir erzählt, daß Don Louis Terrasas, nach dem dieser Ort genannt wurde, einer der reichsten Großgrundbesitzer im Norden Mexikos gewesen ist. Villa, der Banditengeneral, hat bei ihm als Kuhhirte gearbeitet. Alles Land im Staate Chihuahua, der ungefähr das Flächenmaß Deutschlands hat, gehörte ihm. Bei Ausbruch der Revolution ist Terrasas sofort in die Staaten geflüchtet.

Es war kluge Berechnung von Pancho Villa, Terrasas und dem Kapitalismus den Kampf anzusagen. Er zog damit die vorwiegend ärmere Bevölkerung auf seine Seite, ohne die Absicht zu haben, einen Ausgleich herzustellen.

Das Land zersplittert in Parteien. Wie die Wölfe fallen sie übereinander her und zerfleischen sich, Bruder gegen Bruder. Man weiß nicht, warum man kämpft. Die Arbeitslosen, verwahrloste Burschen, treten in die Reihen, die gerade die siegreiche Oberhand haben, bei denen man die meiste Beute erwarten kann. Morden, rauben, plündern, den gemeinsten rohen Trieben keinen Zwang auferlegen, Bestie sein — je grausamer — desto besser, das ist die Kampfweise der mexikanischen Aufsässigen.

*

Unser Wagen beweist seine Kraft. Wir jagen wieder durch die Steppe, bis wir den breiten Fahrweg verfolgen, der nach Chihuahua führt. Die unerhörte Geschwindigkeit, mit der wir vorwärtsrasen, verhindert jegliche Möglichkeit einer Unterhaltung. Stunde auf Stunde vergeht.

Fred Doland wendet sich mir zu, er deutet schweigend nach rechts. Ganz plötzlich treten die Gebirgsketten zurück. Vor uns tut sich eine weite Hochebene auf. Wie ein glänzender Silberstreifen zieht sich ein Fluß durch die Niederung. Kuppeln und Türme blitzen im Sonnenlicht.

Chihuahua!

Je weiter wir fahren, umso größer wird mein Erstaunen. Man hat mir erzählt, Chihuahua sei eine öde Gebirgsstadt. Nun sehe ich üppige Gartenanlagen und herrliche Anpflanzungen, — vor allem viel Gemüsekultur. Wir fahren jetzt langsamer.

„Das alles ist ein Werk der Chinesen," ruft mir Fred Doland auf meine Frage zu. „Es ist ein fleißiges, arbeitsames Volk, das seine Heimat verläßt, um hier ein verängstigtes Dasein zu fristen. Denn die Chinesen sind bei den Mexikanern verhaßt. Trotzdem spielt der Chinese in Mexiko die Rolle der tüchtigen Hausfrau. Er hat Wäschereien angelegt, er ist Feinplätter, er trägt seine Gemüse von Haus zu Haus,

er kocht und hütet die Kinder. Jedes bessere Gasthaus wird von Chinesen geleitet."

Wir sind unterdessen durch eine Straße gefahren, die von herrlichen Pappeln überschattet ist. Links fließt der Fluß.

Vor einem mangelhaften, hölzernen Tor müssen wir halten. Ein alter Mexikaner fragt nach dem Woher und Wohin und verlangt den Wegzoll.

Während Mac Manson erklärt und bezahlt, lehnt sich Fred Doland über die Lehne weit zu mir hinüber.

„Wir haben es geschafft! Wissen Sie, daß diese letzte Strecke die gefährlichste war?"

„Ich glaube," erwidere ich, „daß ich es unbewußt gefühlt habe."

„Der Überfall gestern Nacht in Terrasas war nur ein Vorgeschmack; vielleicht wird der Ort schon heute vollkommen verwüstet."

„Und Stephansons?"

„Man wird sie nicht verschonen. Ich riet ihnen dringend, mit uns zu fliehen. Sie haben mich verlacht, weil sie sich als Amerikaner sicher wähnen. Was fragt dieses herumtreibende Pack danach? Im übrigen bin ich davon überzeugt, daß Mr. Stephanson uns ebenfalls als Tote betrachtet. Die letzte Strecke war ein großes Wagnis. Trotzdem sind wir in Sicherheit. Sie haben uns Glück gebracht, kleine Señora. Ich glaube auch nicht, daß die Bande in Villa

Ahumada so sanft mit uns umgegangen wäre, wenn Sie uns nicht begleitet hätten. Der verkommenste Mexikaner ist einer Dame gegenüber immer der Ritter, so wie die ärmste mexikanische Frau selbst in einer Lehmhütte das Auftreten einer Königin hat. In einer halben Stunde sind Sie bei Ihren Geschwistern. Ich werde Sie vorerst nicht wiedersehen, denn ich muß morgen sofort nach meinen Minen hinausfahren. So bald es mir möglich ist, kehre ich zurück, und dann müssen Sie mich begleiten. Ich möchte Ihnen meinen Besitz zeigen. Werden Sie mitkommen?" Er streckt mir die Rechte hin. Ich lege meine beiden Hände hinein.

„Ja."

„Meine kleine Señora." Sein Blick umfaßt mich zärtlich.

„Ich werde auf Sie warten, Fred Doland."

Der alte Mexikaner hat die Holzpforte geöffnet. Wir fahren langsam hindurch.

*

Die ersten Häuser von Chihuahua tauchen auf. Es sind dieselben elenden Lehmhütten, wie ich sie bisher gesehen habe. Schreiende, schmutzige Kinder balgen sich zusammen mit den Hunden und Schwei-

nen im Straßenstaub und laufen kreischend auseinander, wenn sich der Kraftwagen nähert.

Die vorübergehenden Frauen tragen ihre schwarzen, vom Kopf bis zu den Füßen herabhängenden Tücher mit einer Würde, als gingen sie zu einem Fest und nicht zum nächsten Schlachterladen, wo Scharen von hungernden Hunden den Eingang versperren. An vielen Straßenecken sitzen Männer und Frauen um kleine pfannenartige Öfen. Die meisten sehen blaß und verhärmt aus. Sie streifen uns mit bösen Blicken.

Mitten zwischen diesem Schmutz und Elend taucht plötzlich ein glänzender Marmorpalast nach dem anderen auf.

In einer der Vorstraßen halten wir vor einem nach amerikanischer Bauart errichteten Hause.

„Hier wohnt eine Landsmännin von Ihnen, eine Frau Grote. Sie ist mit einem deutsch-amerikanischen Ingenieur verheiratet. Einen Augenblick, ich muß die Kiste mit der kondensierten Milch heraus haben."

„Das ist also die Mutter mit dem Säugling, der . . ."

„Ganz recht," fällt er schnell ein. „Sie sollten nicht darüber sprechen; es geht keinen etwas an."

Oben auf der Treppe erscheint eine junge Frau. Sie hat ein etwa zweijähriges Kind im Arm. Ein älteres, vielleicht vier Jahre altes Mädchen, drängt

sich an ihr vorbei und läuft jauchzend die Treppe hinunter.

„Onkel Doland!“ Er hebt das Kind hoch. Auch Frau Grote streckt ihm die Hand hin. „Dem Himmel sei Dank, daß Sie lebend zurückgekommen sind, Fred Doland!“

„Ich mußte doch mein Versprechen einlösen. Sollen wir die Kiste in den Keller tragen?“ fragt er fröhlich.

Freude schießt der jungen Frau wie eine Purpurwelle ins Gesicht.

„Kondensierte Milch! Wie glücklich machen Sie mich! Ich möchte die Kiste lieber oben in der Speisekammer haben. Unten ist es nicht sicher.“

„Und was macht mein Patenjunge?“

Ein Schatten geht über ihr Gesicht.

„Warten Sie nur, er wird sich schnell erholen. Aber jetzt muß ich Sie erst mit Fräulein Hauberg bekannt machen. Sie ist allerdings noch an den Füßen gefesselt, weil sie Gelüste bekam, wie ein Puma auszubrechen und sich Pancho Villa an die Fersen zu heften. Ich glaube, wir dürfen sie jetzt befreien.“

Er löst die Stricke an meinen Füßen. Frau Grote drückt mir warm die Hände.

„Die ganze Kolonie hat sich um Sie gebangt. Wir hofften, Herr Doland würde von einer Rückfahrt absehen, und vor allen Dingen Sie nicht mitbringen.“

Ich sehe sie erstaunt an. „Aber meine Schwester hat es doch selbst gewünscht!"

„Ja, wir haben erst nachher gehört, wie unsicher das Land ist. Man merkt in Chihuahua nicht viel davon. Aber nun ist ja alles gut."

Wir plaudern miteinander, während die Männer die Kiste in das Haus tragen.

„Wir sind mit Fred Doland befreundet. Er ist ein herrlicher Mensch. Leider verleitet ihn ein Übermaß an Kraft und Unternehmungsgeist oft zu tollen Wagnissen. Sie müssen bald wiederkommen, Fräulein Hauberg, ich freue mich sehr, daß Sie hier sind."

Wir halten abermals vor einem Hause, das dem von Grotes sehr ähnlich sieht. Fred Doland drückt wie toll auf die Hupe. Dann springt er mit drei Sätzen die Stufen zum Haus empor. Mac Manson hilft mir beim Aussteigen. Sein ernstes Gesicht hat innere Freude erhellt. Ich danke ihm dafür, daß er mich sicher nach Chihuahua gebracht hat, er drückt mir fest die Hand.

„Meine größte Hochachtung vor den deutschen Mädchen, wenn alle so sind wie Sie, Miß Hauberg," sagt er. „Mr. Doland und ich haben große Angst Ihretwegen ausgestanden. Aber Sie waren sehr tapfer."

Ich nicke ihm hastig zu, denn ich sehe meine Schwester die Treppe hinuntereilen.

Zwei Arme halten mich umschlungen. „Meine kleine Elke, wie gut, daß du da bist!“

*

Ein Finger streicht über meinen Mund, versucht, sich zwischen meine Lippen zu pressen, gleitet höher und drückt auf meine geschlossenen Lider. Und jetzt schlägt eine kleine Hand gewaltsam mitten in mein Gesicht. Das genügt, um mich aus dem tiefsten Schlaf aufzurütteln.

Ein kleines, blondes Mädel kauert auf meinem Bettrand, die Augen sind erwartungsvoll auf mich gerichtet. Aber wie ich mich bewege, um das liebe Ding an mich zu ziehen, stürzt es schreiend aus der Stube. Gleich darauf kommt Dora herein. Sie trägt eine Schale mit Pfirsichen — wie ich höre, aus ihrem eigenen Garten — in der Hand.

„Wir hätten dich tagelang weiterschlafen lassen, aber die Kinder brennen darauf, dich kennen zu lernen. Weißt du auch, daß du bereits vierundzwanzig Stunden deines verlorenen Schlafes nachgeholt hast? Wie fühlst du dich, Elke?“

„Zerschlagen am ganzen Körper, aber sonst frisch und wohl.“

„Die ganze Stadt spricht über dich und Fred Doland. Es muß ja eine Höllenfahrt gewesen sein. Du machst dir keine Vorstellung, wie ich mich deinetwegen geängstigt habe, obgleich ich wußte, daß du bei ihm gut aufgehoben warst. Du mußt mir alles erzählen.“

Sie hat sich auf meinen Bettrand gesetzt und zerteilt einen duftenden Pfirsich. Ihr Gesicht ist blaß, die Spuren einer schweren Krankheit sind noch nicht ausgewischt, aber in ihren Augen liegt dasselbe warme Leuchten, mit dem sie sich als Mädchen alle Herzen gewann. Ich habe als Kind glühend für die acht Jahre ältere Schwester geschwärmt. Als ich vor sechs Wochen den Brief meines Schwagers erhielt, in dem er mich bat, hinüber zu kommen, da Dora sich nur schwer von den Folgen einer Typhuserkrankung erholen könne, gab es für mich keinen Zweifel, seinem Rufe zu folgen. Ich hatte meine Prüfung als Krankenschwester abgeschlossen und war in einem großen Krankenhaus angestellt. Man gab mir die Erlaubnis, meine Arbeit sofort niederzulegen, um alles für die Reise vorzubereiten. Kurz darauf erschien auch Herr Oppermul, brachte mir Geld und Anweisungen für unser Zusammentreffen in Bremerhaven. Wie reich an Erlebnissen ist

die Zeit, die zwischen meiner Abfahrt aus Deutschland und meiner Ankunft in Chihuahua liegt!

Dora schiebt mir die saftigen Früchte zwischen die Lippen, während ich ihr aus der Heimat erzählen muß.

„Ob es dir in Mexiko gefallen wird?" meint sie etwas ängstlich. „Ich möchte so gern, daß du dich hier verheiratest. Ich hatte auch anfangs sehr unter Heimweh zu leiden, aber nun ist mein Leben ganz ausgefüllt. Da ist Peter, die Kinder, unsere Freunde . . ."

Ich weiß nicht, warum ein seltsam wehes Gefühl in mir ist. Ich muß an Fred Dolands Mutter denken, die auch ihre Familie hatte und doch an ihrer Sehnsucht nach Deutschland zugrunde gegangen ist.

Die sechsjährige Gerda und die dreijährige Hanna stoßen die Tür auf und schieben sich scheu und verlegen in die Stube. Wir werden bald gute Freunde werden.

Nun aber hinaus aus dem Bett!

Ich muß das ganze Haus bewundern. Es ist nach amerikanischer Art hoch gebaut, unten Kellergeschoß und oben große, luftige Räume. Alles deutet auf Wohlstand; die Zimmer sind gut und geschmackvoll eingerichtet.

Mittags lerne ich auch meinen Schwager kennen. Sein Wesen ist ruhig und ausgeglichen, wenn er auch

nicht ganz die nervöse Spannung verbergen kann, in der sich hier wohl alle Geschäftsleute befinden. Er besitzt eine große, schöne Buchhandlung, der ein Handel mit Schreibwaren und Büroartikeln angeschlossen ist. Er liebt sein Geschäft, das er selbst aufgebaut hat, und das vor der Revolution eine Goldgrube genannt wurde.

Es klingelt ununterbrochen an der Tür. Von allen Seiten werden Blumenspenden geschickt; die deutsche Kolonie heißt mich willkommen.

*

Mein erster Weg in Chihuahua geht zum Schlachter. Der Laden liegt jenseits der Brücke, die dicht an unserem Hause über den Fluß führt.

Unten am Wasser stehen viele Frauen und waschen. Das heißt, sie reiben ihre Wäschestücke an den flachen, am Ufer liegenden Steinen, ziehen sie durchs Wasser und breiten sie am Strande aus. Die Sonne übernimmt den Rest der Reinigung. Kinder laufen nackend umher, bis ihre Hemden getrocknet sind.

Dora erzählt, daß, sobald die Regenperiode einsetzt, das Wasser selbst in den Leitungen braun wie Schokolade ist. Sie läßt abends die Badewanne vollaufen und fügt Alaun hinzu. Dann sitzt morgens

der ganze Schmutz auf dem Boden, und man kann das klare Wasser abfüllen. Es ist gesundheitsschädlich, in Chihuahua ungekochtes Wasser zu trinken. Nach dem Abkochen wird es noch durch ausgehöhlte Steine oder Steinkruken gefiltert. Ein Eimer Brunnenwasser kostet zehn Centavos. Für die arme Bevölkerung läuft das Wasser an der Seite des Fußweges.

Wir stehen auf der Brücke und beobachten das Treiben um uns herum. Chinesen hasten vorbei; sie tragen an einer Stange, die nur auf einer Schulter liegt, Körbe mit Gemüse.

Dunkelhäutige Treiber führen ihre Esel der Stadt zu. Einige der Tiere tragen Steine auf dem Rücken. Immer nur drei oder vier, da sie sehr groß sind.

„Jetzt kommt keine Milch mehr in die Stadt hinein," erzählt Dora. „Das Vieh ist größtenteils geraubt und ins Gebirge getrieben. Es war immer ein eigenartiges Bild. Die Milchkannen saßen in Körben, die an jeder Seite der Packesel hinunterhingen. Die Treiber hockten ganz hinten auf den Tieren. Man glaubte, sie müßten jeden Augenblick abrutschen. Sieh mal dort hin!"

Sie deutet auf eine elende, zerlumpte Männergestalt, die am Brückenpfosten hockt. Durch den zerfetzten, breitrandigen Strohhut drängt sich das wirre Haar. Sein Gesicht ist von Pockennarben ent-

stellt. Fetzen hängen um den dürren Körper. An den Füßen kleben Stücke von abgetretenem Kuhfell, das mit Lederstreifen festgebunden ist. Und um diesen Schatten eines Menschen lagern sieben magere, elende Hunde, die jeden Vorübergehenden anjaulen. Es ist ein widerwärtiger Anblick.

„Das ist der bekannteste Bettler in Chihuahua," erklärt Dora. „Man findet ihn überall. Er bettelt für seine Hunde, und seine Hunde betteln für ihn. Wenn wir vom Schlachter zurückkommen, werden sie uns überfallen."

Es gehört bestimmt Mut dazu, diesen Schlachterladen zu betreten. Wir bahnen uns einen Weg durch zähnefletschende Hunde, die alle zu Skeletten abgemagert sind. Dazwischen hocken Bettler und verwahrloste Kinder. Drinnen herrscht ein Durcheinander von Frauen, die sich beinahe um das Fleisch reißen.

Dora deutet auf eine Schweinskeule, die auf dem Schlachtblock liegt. Es sieht aus, als wäre sie mit Speck gut gespickt.

„Finnen," erklärt sie. „Das ganze Fleisch ist damit durchwachsen. Es gibt hier keine Fleischbeschauer."

„Aber das könnt ihr doch nicht essen," rufe ich entsetzt.

Sie lacht. „Nein, danke, ich kaufe nur Ochsenfilet. Alles andere ist für uns ungenießbar. Sieh dir nur die Schweine an, sie werden ganz abge-

zogen, um mehr Schmalz zu gewinnen. Hier wird alles in Schmalz gebraten. Ich habe einmal selbst ein kleines Schwein großgezogen."

Sie kauft für einen Peso einen ganzen Mürbebraten. Wahllos schneidet der Schlachter ins Fleisch hinein. Eine systematische Einteilung scheint es hier nicht zu geben.

Dann und wann fliegt ein Knochen oder eine Sehne über die Köpfe der Anwesenden hinweg, zwischen die draußen lagernden Hunde. Das Sägemehl auf dem Fußboden ist blutig und feucht. Ich fühle einen grenzenlosen Ekel in mir hochsteigen.

Dora wirft im Vorübergehen dem Bettler mit den sieben Hunden etwas Fleisch zu, gleich darauf wälzen sich Mann und Tiere im Staub.

„Du mußt dich erst langsam daran gewöhnen," sagt sie.

Ich schweige. Wie kann man sich an solchen Schmutz gewöhnen. Niemals! Ich will mir alles ansehen, will beobachten und lernen, aber daran gewöhnen — nein!

Ein Trupp Soldaten kommt uns entgegengeritten. Sie tragen eng anliegende Hosen, die dicht mit silbernen Knöpfen besetzt sind, hohe, spitze Sammethüte mit breiten Krempen und kurze, silberbesetzte Lederjacken. Auch die Sättel der Pferde sind mit Silber beschlagen. Es ist ein schöner Anblick.

„Mexiko ist reich an krassen Gegensätzen," meint Dora nachdenklich. „Der große Kunst- und Farbensinn, der fast in jedem Mexikaner wie eine Überlieferung aus der alten Aztekenzeit ruht, ist im Schlamm dieser Revolution erstickt. Gleichgültigkeit findet in der angeborenen Lässigkeit der Bevölkerung einen starken Bundesgenossen. Als ich 1908 herüberkam, herrschte noch überall reges Leben und ein fröhliches Vorwärtsstreben. Die Reiter, die du soeben bewundertest, sind die letzten Zeugen jener Zeit. Man sieht sie nur noch ganz vereinzelt. Es sind Ruales, unsere alten Regierungstruppen, die Chihuahua noch besetzt halten."

Wir haben inzwischen unser Haus wieder erreicht. Die Kinder kommen uns weinend entgegengelaufen. Gerda ruft: „Paula hat Felicitas schrecklich geschlagen. Sie blutet aus der Nase!"

Dora läßt die beiden mexikanischen Mädchen vortreten und fragt, was vorgefallen ist.

„Señora," schluchzt Felicitas, „ich habe mir nur das Haar mit Ihrem Kamm gekämmt. Paula suchte Streit und schrie, sie würde es Ihnen erzählen. Ich habe gedroht, dann wollte ich es Ihnen sagen, daß sie sich immer die Zähne mit Ihrer Zahnbürste putzt. Da hat sie mich geschlagen."

Ich flüchte in meine Stube . . .

*

„Heute gehen wir auf „Mercado," erklärt Dora. Das heißt, wir wollen die große Markthalle besuchen. Ich freue mich darauf.

Wir fahren mit der Trambahn, vorbei an den prächtigen Villen der Ausländer und reichen Mexikaner, über weite Plätze und durch breite, schöne Straßen. Einen herrlichen Anblick bietet im Innern der Stadt die Kathedrale. Wir bleiben bewundernd davor stehen. Renaissance und Klassizismus versuchen, den rein maurischen Stil zu verdrängen. Trotzdem wirkt das Gebäude wie ein Ausschnitt der Alhambra.

Den letzten Weg zur Markthalle gehen wir zu Fuß. An den Straßen hocken Indianerfrauen und bieten bunte geflochtene Matten und Körbe zum Verkauf an. Sie halten ihre kurzen Maiskolbenpfeifen zwischen blendend weißen Zähnen. Manche tragen ein Kind auf dem Rücken, das mit einem Tuch festgebunden ist.

Wir sehen viele Wasserträger, die ununterbrochen ein melodisches „agua" (Wasser) rufen. Es wird jetzt teuer verkauft. Einige tragen bauchige Tonkrüge auf dem Kopf. Andere haben sie, durch ein breites Stirnband gehalten, hinten auf dem Rücken befestigt. Es begegnen uns auch niedrige, zweirädrige Karren, die von Männern gezogen werden. Zwischen Maisstroh steht ein irdener Wasserbehälter neben dem anderen.

In der Markthalle herrscht reges Leben. Das fremdländische, bunte Bild nimmt mich vollkommen gefangen.

„Viel Lärm um nichts," meint Dora. „Hier in der Halle kann man feststellen, wie der Lebensmittelvorrat in der Stadt erschreckend sinkt. Wir gehen einer Hungersnot entgegen. Früher sah man köstliches Obst. Früchte, die aus dem Süden Mexikos geschickt wurden. Auf den Strohmatten, vor denen die Verkäuferinnen hocken, waren alle erdenklichen Nahrungsmittel ausgebreitet. Heute sieht man nur Pfefferschoten, Zwiebeln und Gewürzkräuter."

Wir gehen langsam durch die Reihen. In buntbemalten Schalen stehen Bohnen, Mais und nochmals Bohnen. Dora kauft bei einer sauber gekleideten Frau flache, grauweiße Fladen, die in Tüchern eingeschlagen sind.

„Das mußt du vor allen Dingen kennen lernen," erklärt sie. „Es sind Tortillas, eine zerquetschte Maismasse, die das Brot der Bevölkerung bildet. Man kann sich keine mexikanische Küche ohne Tortillas vorstellen."

Während wir langsam durch die Reihen der Verkäufer gehen, erzählt sie mir alles, was sie selbst über die Herstellung dieser handtellergroßen Fladen weiß.

In Mexiko ist das Hauptnahrungsmittel Mais. Es ist darum zu verstehen, daß früher die Maisgöttin „Cinteotl“ ganz besonders verehrt wurde. Von frühester Kindheit an müssen die Mexikanerinnen lernen, die Maismasse herzustellen. Die Körner werden vom Kolben entfernt und in einem Topf mit Wasser und gebranntem Kalk aufs Feuer gesetzt. Nachdem die Hülsen erweicht sind und sich wie eine feste Haut vom Kern lösen, läßt man den Mais abkühlen, wäscht ihn im fließenden Wasser, um den Kalk zu entfernen, und beginnt nun die mühevolle Arbeit am Mahlstein.

Zwischen zwei flachen Steinen werden die Körner so lange gerieben, bis sie zu einer zähen Masse zerquetscht sind. Man nimmt davon ein Häufchen und schlägt es zwischen den Händen zu einem flachen Kuchen. Es gibt viele Sprüche und Lieder, die von den Frauen gesungen werden, während sie den Maiskuchen von der rechten in die linke Hand und umgekehrt werfen. Die Fladen werden dann auf heißen Steinen oder Eisenplatten geröstet. Je feiner die Masse, um so wohlschmeckender die Tortillas. Sie müssen warm gegessen werden. So kommt es, daß man die Mexikanerin von morgens bis abends an ihrem Kohlenbecken sitzen sieht. Denn diese Maisfladen bedeuten für viele das einzige Nahrungsmittel. Sie bilden überhaupt die Grundlage

für die meisten Gerichte. Man füllt sie mit Reis, Käse, Tomaten, Bohnen und dem unvermeidlichen Chili (spanischer Pfeffer) und backt sie in Schmalz.

Besonders beliebt sind die Tamales, die auch auf den Straßen fertig zubereitet verkauft werden. Die Maismasse wird mit Fleisch, Gemüse, Früchten usw. vermengt und in Maisblätter gefüllt. Die Blätter werden fest zusammengeschlagen, mit Garn umwickelt und im Dampfbad gekocht.

„Du mußt das selbst alles kennen lernen und wirst erstaunt sein, wie schmackhaft diese einfachen Gerichte sind," schließt Dora ihren langen Bericht.

Wir stehen jetzt vor einem großen Lager mit Töpferwaren. Weitbauchige Gefäße, Krüge, bunt bemalte Schalen stehen hoch übereinander aufgetürmt. Daneben liegen Kunstwerke in Webarbeit; Tücher mit leuchtend schönen Streifenmustern sprechen von dem ausgeprägten Farbensinn der Weberinnen. Auch unter den geflochtenen Matten tragen einige vollendet schöne Motive.

An diesem Platz scheint sich alles Kunstgewerbe zusammen zu finden. Taschen aus Palmenstroh, bemalte Holzteller, Früchte, die als Schalen, Siebe oder Trinkbecher verarbeitet sind, Ketten aus Muscheln und Schnecken, aus Korallen oder buntem Glas, reiche Schnitzereien und Mosaikarbeiten.

„Hier sind Ketten aus Früchten, die heilende Kräfte ausstrahlen sollen," sagt Dora. „Eine alte Mexikanerin brachte mir einmal solch ein Kinderarmband, als Gerda krank war. Sie ruhte nicht, bis ich es ihr umgelegt hatte."

„Dora," sage ich nachdenklich, „wenn ich an die Schrecken in Terrasas, an all die grausame Verwahrlosung und Verkommenheit denke, die ich bisher in Mexiko gesehen habe, kann ich es kaum fassen, hier so viel Kunstsinn, so viel Farbenfreudigkeit und so viel Fleiß vorzufinden."

„Darüber mußt du dich einmal mit Peter unterhalten," antwortet sie, „er hat viel über die alten Kulturwerte gelesen, die durch Ausgrabungen hervorgebracht wurden und ein Beweis sind, wie hoch dieses Volk einst gestanden hat. Von der groben Fußmatte bis zum bemalten Tongefäß entspricht heute alles noch der alten überlieferten Richtung. Das Volk hängt zäh am Alten; darin liegt seine Größe und seine Widerstandsfähigkeit. Aus diesen Mustern, dieser herrlichen Farbenzusammenstellung, spricht noch der hohe Kunstsinn der Azteken. Ist es nicht traurig, daß Banditen und Abenteurer dieses Volk so tief in den Sumpf hineingerissen haben?"

Eine junge Mexikanerin streckt uns auf flachen Händen einige bunte Gürtelbinden entgegen. Die meisten sind in weiß und grün, den mexikanischen

Farben, gehalten. Dora deutet auf einen breiten gewebten Gürtel. Auf lichtblauem Untergrund schwingen sich Affen und Tänzer zwischen leuchtend bunten Früchten.

„Man muß bedenken,“ meint sie ganz begeistert, „daß es hier keine modernen Webstühle gibt. Es besteht in der Technik dieser Arbeiten kaum ein Unterschied von denen der längst vergangenen Jahrhunderte. Ich sah vor einiger Zeit ein altes Bild. Es zeigt die große Erdenmutter Tlazoteotl, die in ihrem Kopfputz eine Spindel trägt. Viele andere weibliche Gottheiten halten das Webeholz in der Hand. Spinnen und Weben war demnach von den Göttern erfunden und dem Volke gebracht worden.“

*

Wir kaufen noch einige süße Kartoffeln (camote) und braunen, ungereinigten Kandiszucker, der hier überall angeboten wird.

Eine junge, bildschöne Mexikanerin spricht uns an, als wir die Markthalle verlassen und uns der Trambahn zuwenden.

Sie umarmt Dora stürmisch, indem sie ihr unaufhörlich den Rücken klopft. Mit Worten, die ich nicht verstehe, werde ich ihr vorgestellt.

Sie umarmt mich ebenfalls und klopft mir den Rücken. „Was du kannst, kann ich auch,“ denke ich. So bearbeiten wir gegenseitig unsere Rückenflächen.

Nach einem endlosen Redeschwall verläßt uns die Schöne.

„Sie hat dich herzlich eingeladen, sie zu besuchen. Sie ist entzückt von dir,“ lacht Dora.

„Was für ein schönes Mädchen!“

„Maria de los Amparos, eine der reichsten mexikanischen Señoritas in Chihuahua. Sie wohnt bei ihrem Vater in dem herrlichen Palast, an dem wir mit der Trambahn vorbeigefahren sind. Ihr Bruder wurde im vorigen Jahr von den Villistas erschossen. Kurz darauf starb die Mutter. Übrigens war dein Gesicht bei ihrer Begrüßung mehr als geistreich.“

„Ich war wirklich ganz verwirrt, als sie mich mit solch stürmischem Wohlwollen beklopfte.“

„Daran mußt du dich gewöhnen, Elke. Die Umarmung mit heftigem Rückenklopfen ist die Begrüßung der Mexikaner. Es wird einem zur Gewohnheit.“

Ich denke: „Ein fester Händedruck wird mir immer vertrauter bleiben.“

Wir bekommen täglich Besuch. Die ganze deutsche Kolonie hat sich aufgemacht, mich kennen zu lernen. Es ist ein großer Kreis, in dem Dora und Peter als Mittelpunkt stehen. Abends kommen häufig die un-

verheirateten jungen Kaufleute. Es wird musiziert, gesungen, getanzt — und getrunken. Meistens Bier, nur wenn Amerikaner da sind, gibt es Whisky. Ich sah einen Amerikaner ein großes Bierglas voll Whisky mit einem Zuge ausleeren.

Wir sitzen noch mitten in der Regenzeit. Es regnet nur nachts, am Tage ist herrliches Wetter.

Gestern haben wir einen Ausflug vor die Stadt gemacht. Die Berge sind nicht wieder zu erkennen. Ein überreiches Blütenmeer bricht aus dem grauen Gestein. Aus unförmigen Staubmassen, die Kakteen und Schlingpflanzen bedeckten, gehen, wie ein leuchtendes Wunder, farbenprächtige Blüten hervor.

Leider wird dieser Ausflug der einzige bleiben. Obgleich berichtet wird, daß die Banditen sich weiter nordwestlich verzogen haben, ist es doch leichtsinnig, die Stadtgrenze zu verlassen. In der Stadt selbst ist alles ruhig. Man beginnt die Bahnstrecke nach Juarez wieder aufzubauen.

Von Fred Doland höre ich nichts.

*

Mein Ohr hat sich an die klangreiche spanische Sprache gewöhnt. Ich fange an, zu verstehen. Heute fahre ich zum ersten Mal allein in die Stadt.

In der Straßenbahn sitzt Frau Grote. Sie bittet mich, doch recht bald zu ihr zu kommen. Ich habe sie gern. Sie gibt sich schlicht und natürlich; mir ist der gesellschaftliche Zuckerguß so zuwider. Vor allen Dingen spricht sie sehr gern über Fred Doland.

„Mein Mann hat gehört, daß er in den nächsten Tagen nach Chihuahua kommen wird," erzählt sie fröhlich. „Er wird dann auch bestimmt bei Ihnen hereingucken. Herr Doland reitet viel. Er hat hier einen eigenen Stall und hält sich erstklassige Pferde."

„Ich freue mich auf seinen Besuch, Frau Grote," sage ich; mein Herz klopft schneller.

Mir gegenüber sitzt ein zerlumpter, verkommener Mexikaner. Auf seinem vor Schmutz und Fett steif stehenden Haar liegt ein durchlöcherter Tuchfetzen, der ehemals vielleicht ein Hut gewesen ist. Die Farben des Serap, aus der sein dürrer, schwarzbehaarter Hals hervorragt, sind nicht mehr zu erkennen.

Dieser Mann wendet kein Auge von mir. Jetzt kommt der Schaffner und sammelt Geld ein. Der Pelado holt eine Handvoll Centavos aus der Hosentasche, bezahlt, deutet auf mich, lächelt mich mit bleckenden Zähnen an und sagt etwas zu dem Schaffner. Ich verstehe es nicht, aber alle Anwesenden blicken auf mich und den Mann.

Der Schaffner geht schmunzelnd an mir vorbei, und mein Gegenüber rückt mir merklich näher.

Ich sehe Frau Grote an. Sie hat einen roten Kopf, steht auf und zieht mich mit sich.

„Um Gotteswillen,“ sagt sie, als wir auf der Straße stehen, „bloß da heraus! Die kleine Strecke können wir auch zu Fuß - gehen.“

„Was soll das bedeuten? Hat der Mann irgend etwas Schlechtes über mich gesagt?“

„Im Gegenteil, er hat für Sie mitbezahlt und damit angedeutet, daß Sie ihm gefallen und er sich als Ihr Cavallero ausgibt.“

Ich bekomme einen Lachanfall. „Wie schade, daß wir ausgestiegen sind, jetzt haben wir dem Mann die Freude zerstört.“

„Diesem dreckigen Pelado!“

„Dem trotz seiner Zerlumptheit das Empfinden für Sauberkeit nicht verloren gegangen ist, sonst hätte er sich nicht für mich begeistert,“ sage ich lachend.

„Unsinn,“ empört sich Anna Grote. Wir trennen uns fröhlich.

*

Ich verlasse bald die breite Hauptstraße und suche die ärmlichen Gassen auf, denn mich fesselt das Volksleben. Vor den offenen Türen sitzen Frauen und Mädchen, die meisten über eine Hand-

arbeit gebeugt. Hier entstehen Leinendecken mit Stickereien, so fein, daß es unmöglich ist, sie jemals aus dem Gewebe zu lösen. Daneben werden hauchzarte Hohlsaumarbeiten in seidenen Hemden, Jäckchen, Kleidern und Kindermützen angefertigt, die nach den Staaten verkauft werden, um von dort aus in alle Weltteile gesandt zu werden. Die Frauen hocken, schwarze Tücher um Kopf und Schultern geschlungen, auf den ausgetretenen Schwellen ihrer Lehmhütten. Oft wird die Arbeit durch gleichmäßigen Gesang unterbrochen, häufiger durch laute Gespräche, die von Tür zu Tür gehen. Peter hat mir erzählt, daß man bei Ausgrabungen Nähnadeln aus Kupfer gefunden hat, mit denen schon die Frauen aus dem alten Aztekenreiche wunderbare Stickereien angefertigt haben.

Die elenden Behausungen, in denen die Menschen hier wohnen, erschüttern mich. Ich muß denken, ob wir Ausländer die Mexikaner für anspruchslos halten, weil wir selbst an andere Lebensbedingungen gewöhnt sind? Fühlen die Menschen sich in diesen verwahrlosten Lehmbauten glücklich, weil sie es nicht anders kennen? Die meisten Häuser haben den römisch-arabischen Grundriß, den wohl die Spanier eingeführt haben: Einen offenen Hof, auf den die Türen der fensterlosen Zimmer führen, und ein flaches Dach.

Die Fußböden aus Lehm sind festgestampft. Stühle sieht man selten; die Frauen hocken meistens auf der Türschwelle. Neben ihnen steht das unentbehrliche Kohlenbecken, auf dem dann und wann mit kleinen Palmenfächern das Feuer angefacht wird.

An einer Wegkreuzung hocken Männer und Frauen im Kreise zusammen. Kinder springen aufgeregt um sie herum.

Ein Hahnenkampf.

Dora hat mir schon davon erzählt. Der Besitzer der Tiere befestigt gerade kleine Messer an die Sporen der Füße. Die armen, halbnackten Geschöpfe sind sehr aufgeregt, blutrot sind die Kämme. Der Mann reißt ihnen die Flügel auseinander und prickelt die Haut mit Nadeln. Wie er die Tiere losläßt und aufeinanderhetzt, schreien die Zuschauer vor Begeisterung, klatschen in die Hände und stoßen sich gegenseitig aufmunternd in die Seiten.

Federn fliegen. Der Mann stößt helle Rufe aus. Jetzt sitzen Männer und Frauen fast atemlos.

Ich habe genug gesehen . . .

Mein erster Ausflug endet mit ganz plötzlich auftretenden heftigen Halsschmerzen. Während ich Dora von meinen Erlebnissen berichte, packt mich ein Schüttelfrost.

*

Ich liege mit einer heftigen Mandelentzündung im Bett — und heute, vielleicht gerade jetzt, ist Fred Doland in Chihuahua.

Dora ist rührend lieb in ihrer Pflege, aber sie weiß ja nicht, warum ich so verzagt bin.

Paula, das Mädchen, versichert mir, ich hätte bis zum nächsten Vollmond Pech, weil man sich bei abnehmendem Mond niemals die Haare waschen darf, und das habe ich getan.

Dora verdolmetscht mir ihre wortreiche Rede. „Du wirst hier Wunder an Aberglauben erleben," fügt sie hinzu. „Die Mexikaner sind in ihren Handlungen gebunden und beeinflußt von tausenderlei Vorahnungen."

Ich liege still und grüble darüber nach. Aberglauben entspringt — so denke ich es mir — aus dem beängstigenden Gefühl rätselhafter Vorgänge von Naturkräften, die auf uns einwirken und unser Leben beeinflussen. Man möchte sich vor dem Bösen schützen und das Gute herbeiziehen. Je naturverbundener, unverbildeter der Mensch ist, desto stärker hat er das Empfinden vom Dasein geheimer Kräfte, die um ihn sind, und die Schutzmittel, die er anwendet, um das Böse fernzuhalten, greifen weit zurück in die geheimnisvolle Götterwelt seiner Ahnen.

Ein lautes Gepolter vor dem Hause läßt mich zusammenschrecken. Es wird dröhnend gegen die

Haustür geklopft. Ich höre das laute Kreischen der Mädchen, höre Dora und die Kinder herbeieilen, und dann eine Stimme, die mir alles Blut zum Herzen treibt.

„Es war der einfachste Weg, schnell ins Haus zu kommen!“

Sie rufen alle durcheinander; es ist ein Schreien und Lachen.

Gerda stürmt zu mir ins Zimmer herein. „Tantita, Herr Doland ist mit seinem ganzen Pferd ins Haus hineingeritten! Denke nur, die steile Treppe hinauf. Und beinahe konnte er nicht wieder umkehren; er mußte erst in das Eßzimmer hineinreiten.“

Glühend heiß schießt es mir in die Wangen. Fred Doland, anders konntest du es nicht machen!

Gerda reißt die Tür weit auf. Ich sehe ihn, wie er vom Pferd heruntersteigt und es am Zügel der Haustür zuführt.

„Hätten Sie es nur erst die Treppe hinunter!“ ruft Dora.

Ich höre sein unbekümmertes Lachen.

„Das ist an dergleichen Seitensprünge gewöhnt!“

„Mach’ die Tür zu, Gerda,“ sage ich matt; ich fühle mich wie zerschlagen.

Nun sitzt er drinnen in der Stube und plaudert mit Dora und den Kindern. Ob er nach mir fragen wird? Warum bilde ich mir eigentlich ein, daß

er meinetwegen gekommen ist, daß er meinetwegen diesen halsbrecherischen Ritt die Treppe hinauf gemacht hat? Lächerlich, er ist auch früher hierher gekommen, als er mich noch gar nicht kannte. Es kümmert sich ja auch kein Mensch um mich!

Was mag er alles erzählen? Wie lange wird er in Chihuahua bleiben? Er könnte doch einmal durch die Türspalte gucken! Dora wird es nicht erlauben, sie weiß ja nicht, — nein, sie ahnt wirklich gar nichts. Und ich, — weiß ich denn etwas?

Ich glaube, ich habe hohes Fieber, glühend heiß liegt mein Kopf in den Kissen, der Hals ist mir schmerzhaft zugeschnürt.

Geht er fort? Ich höre Schritte, Stimmen. Fred Doland, ich hätte so gern noch einmal in deine herrischen Augen geblickt. Wann werde ich dich wiedersehen?

Ich liege ganz still und warte, bis Dora zu mir in die Stube kommt. Ihr Gesicht ist heiß und rot.

„Elke, wie schade, daß du nicht dabei sein konntest. Das war wieder ganz Fred Doland. Er muß immer seine eigenen Wege gehen, Hindernisse nehmen. Er ist wirklich ein Draufgänger. Übrigens soll ich dich grüßen. Er sagte, er wäre sehr traurig, daß du krank seist und er dich nicht begrüßen könne, denn er muß bereits morgen wieder fort.“

*

Vor mir auf der Bettdecke liegt ein Strauß dunkelroter Nelken. Unzählige Male habe ich schon die Zeilen gelesen, die ihn begleiten.

„Meine kleine Señora, ich hatte, was unmöglich erschien, möglich gemacht, nach Chihuahua zu kommen. Nun muß ich heute wieder fort, ohne Sie gesehen zu haben. Ich komme wieder. Fred Doland."

Dora kommt soeben nach Hause; sie ist fassungslos über den Nelkenstrauß.

„Was schreibt er?" Ich reiche ihr die Karte hin. „Ich glaube, er liebt dich," sagt sie atemlos.

*

Wir müssen täglich Besuche machen. Dora hat eine lange Liste aufgestellt. Dieser gesellschaftliche Zwang ist für mich eine Qual. Ich beobachte mit wachen, offenen Augen das Treiben um mich. Das Leben der Deutschen hier erscheint mir oberflächlich und leer. Was sollen sie auch anfangen? Früher hat es Theater, Konzerte, sogar deutsche Vortragsabende gegeben. Jetzt, seit eine Revolution die andere jagt, sind die Stätten der Kunst geschlossen. Wenn wir bei anderen Familien eingeladen sind, plätschern die Gespräche oberflächlich und zwecklos dahin. Man hat gar kein Ziel.

Was mich hier in Chihuahua am meisten abschreckt, ist die Überzahl der Juden. Mindestens achtzig Prozent der Geschäftshäuser befinden sich in jüdischen Händen. Die jüdischen Familien machen sich breit und wichtig. Es ist gut, daß Peter und Dora sich ihnen fern halten. Ich sprach mit Dora darüber.

„Es ist für Peter nicht leicht,“ meinte sie, „denn sie versuchen immer wieder, sein Geschäft zu boykottieren. Aber die Bevölkerung steht fest zu ihm. Wenn Peter auch sonst bereit ist, für sein Geschäft alles zu opfern, in dieser Frage bleibt er fest. Weißt du, er hat es mir einmal anvertraut, es handelt sich um die Loge. Sie wollen ihn hinein haben, aber er lehnt es ab. Dadurch werden ihm viele Steine in den Weg geworfen. Die Juden stecken eben alle zusammen. Es war auch für mich anfangs nicht leicht, mich gesellschaftlich zurechtzufinden. Ich wurde von den reichen Jüdinnen förmlich belagert.“

„Und in uns Geschwistern steckt solch grimmer Judenhaß,“ lache ich fröhlich, „weißt du noch, wie Vater uns lehrte, lieber trocken Brot zu essen, als sich von einem Juden die Butter reichen zu lassen?

*

Gestern ist der erste Eisenbahnzug aus El Paso angelangt. Vorn auf der Lokomotive, auf einer Plattform, stand eine Kanone. Peter brachte mir fünf Briefe, alle von Karsten Oberberg. Ich hatte ihm die Anschrift von Herrn Beck in El Paso hinterlassen.

Nun sitze ich schon eine ganze Weile und lese all das bunte Durcheinander von Sehnsucht, Fehlschlägen und neuen Hoffnungen.

Er schreibt: „Meine ganze Arbeit, mein Vorwärtsstreben erscheint mir sinnlos, seit ich Sie kennenlernte und wieder verlieren mußte. Alles ist gleichgültig und zwecklos, ohne Lebenszeichen von Ihnen. Ich lese die Zeitungen durch, finde aber nichts über Chihuahua. Die Angst um Sie lähmt mich in meinen Entschlüssen."

Ich ahnte nicht, daß ich ihm so viel bedeute! Ich will ihm schreiben, daß er sich nicht um mich sorgen soll.

Es wird erzählt, daß Terrasas vollkommen zerstört sei. Stephanson mit Frau und Tochter wurde ebenfalls Opfer der Banditen.

*

Ein Mozo bringt uns die Einladung zu einem Abendessen bei Maria de los Amparos. Ich freue mich darauf, denn es ist das erste Mal, daß wir als Gäste in einem mexikanischen Hause sind. Dora

gibt mir noch allerlei Verhaltungsmaßregeln mit auf den Weg. Zum Beispiel darf man niemals bei einem mexikanischen Essen, mag's auch noch so lecker schmecken, seinen Teller leer essen. Es muß von jedem Gericht ein Anstandshappen zurückbleiben.

Das palastartige Gebäude an der Plaza Hidalgo ist hell erleuchtet. Es stehen bereits mehrere Wagen vor der Einfahrt, so daß man mit einer größeren Gesellschaft rechnen kann.

Trotzdem das prächtige Gebäude äußerlich einen neu-europäischen Stil zeigt, scheint sich das Innere des Hauses wieder streng an mexikanische Bauart zu halten. Der viereckige äußere Patio ist von Bogengängen umrahmt. Wuchtig und schwer stehen die Säulen, umrangt von einer Fülle blühender Blumen.

Ein betäubender Duft schlägt uns entgegen. In der Mitte des Patios sind Wasserbecken aus tiefschwarzem Lavastein eingebaut. Der Sprühregen eines unsichtbaren Springbrunnens hängt wie ein Perlenschleier über Grotten und zierlichen Brücken, unter denen gold- und silbrigschimmernde Fische dahinschießen. Ampeln, breite Tonschalen und prächtige Kübel bergen eine Fülle von Blumen, wie ich sie noch nie zuvor so nah vereinigt gesehen habe. Dazwischen hängen bunte Ampeln, deren Licht diese ganze verträumte Pracht mit allen Regenbogenfarben übergießt.

Auf breiten teppichbelegten Marmorstufen schreiten wir nach dem oberen Patio empor. Dora drückt meinen Arm.

„Ist es nicht wie in tausendundeiner Nacht? Sieh doch diese wunderbaren Fresken und Skulpturen!“

Sie hat recht, hier oben hat man das Gefühl, in eine Kunsthalle zu treten. Ein Stück übertrifft an Schönheit das andere. Ist es aufgespeicherter Reichtum, dem es nur um den zur Schau gestellten Besitz geht, oder ehrlicher Kunstsinn, der, ohne zu zögern, Vermögen ausgibt, um sich mit so viel Schönheit zu umgeben?

Eine Tür öffnet sich, — eine Flut von Licht überfällt uns. Schön wie ein Wesen aus einer anderen Welt steht Maria de los Amparos auf der Schwelle. Sie ist in blaßgrüne Seide gehüllt. Das tiefschwarze Haar ist mit einer kostbaren Nadel zusammengehalten.

Ich habe einmal das Bild einer Mondgöttin gesehen; Maria de los Amparos scheint es in Fleisch und Blut zu verkörpern; das Mädchen ist unbeschreiblich schön!

Während es uns in überströmender Liebenswürdigkeit begrüßt, tritt sein Vater zu uns. Er ist ein untersetzter breitschultriger Mann, mit einem krankhaft bleichen Gesicht. Seine Bewegungen sind ruhig und ausgeglichen, aber der Blick seiner dunklen

Augen ist unstet, oft leidenschaftlich aufglühend und gleich darauf von einer tiefen Schwermut überschattet. Er nimmt meine Hand in die seine und fragt mit einer weichen klangreichen Stimme im gebrochenen Deutsch: „Wie geht es Ihnen? Wie gefällt Ihnen Mexiko?“

Peter legt den Arm um meine Schulter und enthebt mich einer Antwort, die mir schwer fällt.

„Die Verhältnisse liegen nicht gerade günstig, um Mexiko von seiner besten Seite kennen zu lernen,“ sagt er lächelnd. „Das geheimnisvolle Dunkel, das immer über diesem Land liegt, ist augenblicklich zur mordbrütenden Finsternis geworden, in der scheinbar kein Hoffnungsschimmer auftauchen will.“

Wie ein glühender Funke steht es in den Augen des Mexikaners.

„Schweigen wir davon, Don Pedro, oder besser, schweigen wir jetzt davon.“ Er nickt uns zu und wendet sich einem jungen Spanier zu, den ich schon vor längerer Zeit kennen gelernt habe. Es ist Doktor Ramero, neben dem Amerikaner, Doktor Drabe, der einzige Arzt in Chihuahua. Er ist in Begleitung seiner Braut, der hübschen Juana und deren Schwester Carmen gekommen. Dora macht mich mit den jungen Mexikanerinnen, deren Redefluß unbegrenzt ist, bekannt. Ich stolpere über meine eigene Zunge, indem

ich eifrig alles aus meinem spanischen Wörterschatz hervorhole, was nur irgendwie anzuwenden ist.

Außer einem amerikanischen Ehepaar und mehreren deutschen unverheirateten Herren ist ein kleiner Kreis junger Mexikaner und Mexikanerinnen anwesend. Sofort nach der allgemeinen Begrüßung werden die Schafe von den Böcken getrennt. Das heißt, die Damen verschwinden in der kleinen sala, die Herren müssen im Patio bleiben. Erst im Speisesaal werden wir wieder mit ihnen vereint, aber nicht in der Weise, daß man nun gemeinsam ißt und plaudert, — o nein! Während sich die Weiblichkeit in den Genuß der überaus scharf gewürzten Speisen versenkt, stehen die Herren ritterlich hinter den Stühlen der ihnen anvertrauten Schönen und bedienen und betreuen sie nach allen Regeln der Kunst.

Es wundert mich nur, daß sie nicht jedes Mal vorsorglich die neu gebrachte Speise kosten. Zum Beispiel wäre es mir sehr angenehm, wenn Herr Paulsen, der hinter meinem Stuhl über mein leibliches Wohl und Wehe wacht, mich vorher auf die Gerichte aufmerksam machte, die vor überreicher Paprikazugabe kaum zu genießen sind.

Da erhält jeder Gast unzählige kleine Schüsseln vorgesetzt, die alle mit den verschiedenen, zungenbranderzeugenden, geheimnisvollen Speisen gefüllt

sind. Truthahnfleisch, das in einer schwarzen Soße schwimmt, die seltsamsten sopas, Fische in Öl und Ähnliches. Es wird alles mit derselben Gabel gegessen, obgleich die Tafel mit Blumen und kostbarem Silber überreich geschmückt ist.

Wie ungeheuer groß ist in diesem Lande der Unterschied in der Lebensweise der verschiedenen Bevölkerungsschichten. Schmutzig, gleichgültig, bis zur Vertierung abgestumpft sah ich die Frauen auf den Türschwellen ihrer elenden Lehmhütten vor den Kohlenbecken hocken und Frijoles und immer wieder Frijoles aufwärmen; und hier ein verschwenderisches Übermaß aller Genüsse. Ist dieses Fest in einer Zeit, da Bruder gegen Bruder steht und der Mord gen Himmel schreit, angebracht?

Immer wieder geht mein Blick zu Maria hinüber. Sie ist der Mittelpunkt, dem sich alles zuwendet. Trotzdem sie die Bewunderung ihrer Gäste fühlen muß, ist sie von einer kindlich-frohen Einfachheit. Nur wenn ihr Blick sich mit dem ihres Vaters trifft, geht ein tiefes, warmes Leuchten über ihr Gesicht. Man fühlt die Liebe, das unbegrenzte Vertrauen, das Vater und Tochter miteinander verbindet.

Nachdem sich das weibliche Geschlecht anscheinend satt gegessen oder sich genügend die Zunge verbrannt hat, begleiten die Herren ihre Damen in die kleine sala zurück, und nun werden sie sich

selbst in den Genuß der vielen Speisen stürzen dürfen. Dieser ganze feierliche Akt wirkt heftig auf meine Lachmuskeln. Ich muß mir Mühe geben, mich sittsam zu beherrschen. Die Lippen brennen mir von dem Genuß des roten Pfeffers und der Chilisoßen, obgleich ich recht ansehnliche Anstandshappen zurückgelassen habe.

Die kleine sala ist überaus einfach eingerichtet. Nur an den Wänden entlang steht ein Schaukelstuhl neben dem anderen. Unentwegt wippen die Señoritas auf und nieder. Ihre schwarzen Augen glühen hinter den Fächern hervor. Ihre Blicke gehen prüfend, abschätzend von einer zur anderen.

Auch ich werde scharf unter die Lupe dieser brennenden Augen genommen. Aber ich führe meinen Fächer genau wie sie, das habe ich vorher geübt. Dora unterhält sich lebhaft mit Vicky Matter, die steif und hochaufgerichtet in ihrem Schaukelstuhl thront. Sie scheint mir eine unangenehme Person; sie trägt ihren Dollardünkel wie einen vergoldeten Karnevalorden vor sich auf der hageren Brust. Klar und hübsch sieht Dora neben ihr aus.

Aus einem Nebenraum ertönt jetzt Musik.

„Die Abfütterung ist vorbei, jetzt kommt der Tanz!“ ruft Dora auf deutsch zu mir hinüber. Die Señoritas rücken sich auf ihren Stühlen zurecht, ziehen schnell noch einmal die Puderbüchse hervor, um den warmen

braunen Ton ihrer Haut mit einem kalkigen Weiß zu überziehen. Einer nach dem anderen erscheinen nun ihre Ritter. Die Schönen sparen wirklich nicht an Glutblicken.

Paarweise gehen wir in die große sala hinüber. Es werden Liköre, Kuchen und sehr starker Kaffee herumgereicht. Man steht in Gruppen zusammen oder tanzt nach der aufreizenden Musik einer verborgen sitzenden Kapelle.

Ein Spanier mit schwermütigen Augen und einem durch Pockennarben entstellten Gesicht führt mich zum Tanz. Er spricht kein Wort. Seine Blicke verfolgen jede Bewegung der tanzenden Maria de los Amparos. Er versteht es, mich so zu lenken und zu schieben, daß er immer in unmittelbarer Nähe des schönen Mädchens bleibt. Seine Lippen sind fest geschlossen; er bewegt sich wie in einem Traumzustand. Ich bin froh, als der Tanz zu Ende ist.

Herr Paulsen, ein Deutscher, setzt sich an meine Seite. Er ist mir vom ersten Augenblick unseres Bekanntwerdens lieb und vertraut gewesen. Vielleicht schon aus dem Grunde, weil er mit Fred Doland befreundet ist. Er hat früher selbst in den Silberminen Santa Emma gearbeitet.

Er sieht mich häufig an und lächelt. Einmal sagt er:

„Fred Doland hat mir von Ihrer Reise durchs Gebirge erzählt. Es war ein großes Wagnis, aber ich kann es verstehen, daß es junge, starke Menschen begeistern kann, allen Gefahren zu trotzen. Fred Doland hat eine Art, die alle Widerstände bezwingt. Den Eindruck werden Sie sofort haben, wenn Sie einmal nach Santa Emma kommen. Nicht nur seine Angestellten, die ganze Bevölkerung wäre jederzeit bereit, für Fred Doland das Leben einzusetzen."

„Kennen Sie Herrn Doland schon länger?" frage ich.

„Ja, eigentlich schon sehr lange. Er war nach Deutschland gekommen, um sein Studium zu vollenden. Wir lernten uns bei meinem Onkel kennen, der wiederum ein Freund des alten Herrn Doland war. Es war nicht nur die frische, kämpferische Art des jungen Menschen, die mir gleich gut gefiel, sondern auch der geheime Wunsch, durch ihn eine Möglichkeit zu finden, Mexiko zu besuchen. Ich war damals bereits als Betriebsleiter in einem größeren Bergwerk Süddeutschlands angestellt, trug mich aber schon lange mit dem Gedanken, meine geologischen Studien in Mexiko, dem Lande, das mich schon seit frühester Kindheit gefesselt hatte, fortzusetzen. Es kam sehr schnell zu einem Abschluß. Der alte Herr Doland suchte einen Ingenieur; mein Entschluß war sofort gefaßt; ich habe ihn nie bereut.

Doland besaß schon damals den größten Teil der Gruben in Santa Emma. Wenn die Amerikaner behaupteten, der Mann hätte ein unglaubliches Glück, so habe ich den nimmermüden tatkräftigen Menschen nur bewundern können. Das Glück, das er besaß, war seine unerhörte Arbeitskraft, sein rastlos vorwärtsstrebender Geist. Es ist ihm nichts in den Schoß gefallen. Er war das Vorbild des Deutschen, der von den Mexikanern bewundert, von den Amerikanern aber, seiner Tüchtigkeit wegen, gehaßt wird. Als Fred heimkehrte, beseelt von Tatendrang und neuen Ideen, wurde Santa Emma eines der größten und bestangelegten Silberbergwerke im Norden Mexikos. Die Eigenschaften des Vaters vereinigten sich in seinem Sohne mit den reichen Anlagen der Mutter. Ich habe leider diese Frau, die von den Mexikanern vergöttert wurde, nicht mehr kennen gelernt."

„Sie starb an ihrer Sehnsucht nach Deutschland," sage ich leise.

„Sie mögen recht haben, Fräulein Hauberg," sagt Paulsen, „es kann nicht jeder das steinerne Antlitz Mexikos ertragen, und doch blüht so viel Schönheit dahinter."

Eine junge Criada schenkt uns frischen Kaffee ein.

„Wollen wir einen Tanz zusammen wagen?" fragt Paulsen.

„Natürlich, wir dürfen uns nicht ausschließen.“ Ich habe das Gefühl, daß er meine innere Erregung versteht und mir darüber hinweg helfen will.

„Wer ist der bleiche Spanier, der kein Auge von Donna Maria wendet?“ frage ich, während wir uns zwischen die tanzenden Paare mischen.

„Es ist Don Miguel, Mitinhaber eines der größten Kaufhäuser in Chihuahua. Das heißt, eigentlich ist er der Begründer von ‚la casa blanca‘. Aus kleinen, bescheidenen Anfängen brachte er sein Geschäft bald in die Höhe; es bekam einen Namen. Da erschien eines Tages Karl Löwenstein aus Philadelphia, machte das Angebot, die ganze Straßenecke, an der sich Don Miguels Laden befand, aufzukaufen, und das Geschäft neuzeitlich aufzubauen. Wie es bei solchen jüdischen Geschäften nun einmal geht, nach einigen Jahren war ‚la casa blanca‘ ein bedeutendes Warenhaus und Don Miguel ein unbedeutender Teilhaber. Er hatte nur seinen Namen als Aushängeschild herzugeben, sonst aber nichts mehr zu sagen.“

Paulsen führt mich auf meinen Platz zurück. Ich muß jetzt noch häufig den Aufforderungen zum Tanze Folge leisten. Die Luft in der sala ist schwül und beklemmend. Ich bin ganz erschöpft, als ich endlich wieder neben Hans Paulsen sitze. Er reicht mir ein Glas Wein.

Die Gespräche sind jetzt allgemein, da eine große Tanzpause eingetreten ist. Mr. Matter, der Amerikaner, sagt, daß er mit seiner Familie die Stadt verlassen wird, der Zug soll in den nächsten Tagen nach Juarez zurückfahren. Peter meint, der Norden sei wieder unsicher, wer kann wissen, ob der Zug unbehelligt die amerikanische Grenze erreicht; da sei man in Chihuahua noch sicherer. Die anderen deutschen Herren stimmen ihm zu. Vicky Matter schlägt die wasserblauen Augen gen Himmel und stöhnt:

„Ein schreckliches Land, dieses Mexiko! Warum wird so etwas überhaupt geduldet?"

„Sie meinen, warum duldet es der Mexikaner, daß sein Land verwüstet wird," wirft Paulsen ein.

„Sie selbst verwüsten es."

„Mit Hilfe der Amerikaner. Nur durch die Waffenzufuhr aus den Staaten ist Villa imstande, seine Truppen zu organisieren. Der Amerikaner läßt sich eben kein Geschäft entgehen, und wenn's über Leichen geht."

„Waffen- und Munitionsfabriken dienen nicht Wohltätigkeitszwecken," sagt Vicky Matter spitz.

„Nein, sie dienen dem Schutze des eigenen Landes. Wenn aber zwei Parteien im Kriege liegen, ist es ein unsauberes Handeln, den zu unterstützen, der im Augenblick am besten zahlen kann.

Ich wette, sobald Carranza die Oberhand hat, werden die Geschäftsverbindungen mit ihm angeknüpft und mit Villa abgebrochen."

„Warum sich deshalb aufregen," meint Matter. Er zieht die Augenbrauen hoch und stürzt ein Glas Wein herunter.

„Im Norden Mexikos herrscht bereits Hungersnot," mischt sich Doktor Ramero in das Gespräch, „trotzdem hat Pancho Villa über fünfzigtausend Milchkühe an die Staaten geliefert und dafür Waffen erhalten. Das ist seine versprochene Hilfe für die arme Bevölkerung, und das ist die beglückende Menschlichkeit, die in den Staaten hoch gepriesen wird. Mögen die Kinder verhungern, Milchkühe gegen Munition, — es lebe der Dollar!"

„Werden Sie nicht sentimental," ereifert sich die Amerikanerin, „die Hauptsache ist, daß wir unser Leben in Sicherheit bringen, alles andere geht uns gar nichts an, ob diese verkommenen dreckigen mexikanischen Kinder Milch zu trinken haben oder nicht, — Himmel, wer will sich darum aufregen. Wir Amerikaner haben ganz andere Aufgaben zu erfüllen."

Eine peinliche Stille entsteht, es ist, als ob wir uns alle der Worte dieser unangenehmen Frau vor unserem Gastgeber schämen. Ich blicke zu ihm hinüber; er hat ein liebenswürdiges Lächeln im Gesicht, die Lider liegen schwer über den halbgeöff-

neten Augen. Es ist gut, daß in diesem Augenblick die Musik wieder einsetzt. Hans Paulsen beugt sich zu mir hinüber.

„Widerwärtig, diese Überheblichkeit, besonders wenn man weiß, wie gewissenlos Amerika vorgeht."

„Glauben Sie, daß die Staaten danach streben, auch das übrige Mexiko zu verschlucken, so wie sie es damals mit Kalifornien und Neu-Mexiko gemacht haben?" frage ich, unwillkürlich meine Stimme dämpfend.

„Der Amerikaner versucht, auf jede erdenkliche menschenfreundliche Weise Mexiko auszusaugen, bis dem einst so reichen, schönen Land nur noch das Fell über den Rippen hängt. Er steht sich dabei besser, als wenn er es ganz verschluckt. Die Stacheln der Kakteen und die Verwurzelung der Urwaldbäume möchten ihm Magenschmerzen verursachen."

Hans Paulsen schiebt seinen Stuhl näher an den meinen.

„Der Mexikaner haßt den Amerikaner," fährt er fort, „denn er ist es, der den Kapitalismus ins Land gebracht hat. Es war ein reiches, sonniges Land, bevor der Fremde kam. Das kindlich-fromme, gutgläubige Volk lebte ohne Hast, ohne große Wünsche seine eigenen Naturgesetze. Jetzt dreht sich alles ums Gold. Jeder Mexikaner ist für Gold käuflich. Das hindert ihn aber nicht, das Gold zu

hassen Er hat seine natürlichen Abwehrkräfte verloren, er hat sich selbst verloren. Nur unter den reinrassigen Indianerstämmen, die verstreut im Gebirge wohnen, findet man noch die alte, dämonische Urkraft des Azteken. Sie glüht und schwelt und wartet auf den Augenblick, den verhaßten Fremden, seine Sitten, seine Religion zu zertreten."

„Hat sich nicht ein starker Indianerstamm Pancho Villa zur Verfügung gestellt?" frage ich.

„Ja, es ist der Stamm der Yasquis. Er sieht in Villa den Mann, der gekommen ist, Wegbereiter für Quetzalcoatl zu sein. Villa sagt, er kämpfe gegen den Kapitalismus. Solange aber der Kapitalismus in Mexiko herrscht, wird Quetzalcoatl nicht zurückkommen."

„Wer ist Quetzalcoatl?" frage ich.

Paulsen streicht sich mit der Hand über die Stirn, eine Bewegung, die ich schon häufig bei ihm beobachtet habe.

„Er ist der große Gott der Indianer, der wiederkommen wird, um ein neues und schönes Mexiko aufzubauen."

„So gibt es doch Ideale in diesem Lande?" sage ich. Ich habe den Wunsch, noch recht viel über Mexiko von Herrn Paulsen zu hören.

Er sieht mich erstaunt an. „Mehr, als Sie ahnen. Ich habe bei meinen geologischen und archäolo-

gischen Studien auch tiefe Einblicke in die Geschichte Mexikos getan. Man muß die Pyramiden von San Juan Teatihuaca gesehen haben, um zu ahnen, daß unter dem dunklen Lavastein Mexikos ein glühender Strom fließt. Ein Strom von fanatischem Haß gegen das Fremde, das einem Volk die Seele rauben wollte und nicht die Kraft besaß, sie ganz zu töten. Bedenken Sie, Fräulein Hauberg, es ist hier wie überall gewesen. Was ist ein, was sind zwei Jahrtausende für die Urgewalt, die in der Wurzel eines Volkes schlummert! Eines Tages wird der Saft wieder hochsteigen, und dann kann nichts mehr die starken jungen Triebe zurückhalten, die aus dem Wurzelstock hervorbrechen."

Ich bin gepackt von seinen Worten. Er sieht mich freundlich an.

„Sie müßten die Mexikaner kennen lernen, um dieses geheimnisvolle Land beurteilen zu können. Das, was hier herumläuft, ist längst minderwertiges Mischblut."

„Herr Paulsen," frage ich hastig, „was halten Sie von Pancho Villa?"

„Ich meine," sagt er langsam, „daß es nichts auf der Welt gibt, das so gemein ist wie Heuchelei. Ebenso wenig wie aus der Cujote, dem Präriewolf, ein Adler werden kann, ist Pancho Villa, der Mörder

und Zuchthäusler, der Befreier des geknechteten mexikanischen Volkes."

„Señorita, wo bleiben Sie, wollen Sie nicht mit uns in den Garten gehen?" Donna Maria hat den Arm um mich gelegt. Sie nickt Herrn Paulsen zu und entführt mich lachend.

Ich hatte wirklich nicht bemerkt, daß die Jugend die sala verlassen hatte.

In Mexiko ist die Zeit der Dämmerung sehr kurz. Sie ist wie eine Hand, die sich nur ausstreckt, um das Tageslicht auszulöschen. Gleich darauf hängt der Himmel voller Sterne.

In den Lauben scherzen die Señoritas mit ihren Herren. Der Spanier mit den schwermütigen Augen kommt uns entgegen, streckt die Hand nach Maria aus.

„Ich habe Pflichten im Hause, Don Miguel."

Ein leises Lachen, sie ist fort. Ich gehe an der Seite eines schweigsamen Begleiters durch die Tiefe des Gartens.

„Sie haben die Fahrt durchs Gebirge mit Mr. Doland gemacht?" fragt er plötzlich auf englisch.

„Ja."

„Es ist gut, Vertrauen zu haben, zu sich selbst und zu dem, was vor uns liegt. Es ist gut, tapfer zu sein."

Er schweigt abermals. Mir ist's, als müßte ich ihm dafür dankbar sein. Der schwere süße Duft, der unzähligen Blütenkelchen entströmt, macht mich traurig. Die Begrenztheit des Gartens bedrückt mich.

Don Miguel deutet auf eine Bank. Wir setzen uns. Wie eine Mauer steht das Schweigen zwischen uns. Jeder ist mit seinen Gedanken beschäftigt.

Ob dieser seltsame Mensch Maria sehr lieb hat? Es ist, als ob seine Traurigkeit auf mich übergehen will. Ich denke an die Worte Hans Paulsens über Mexiko.

Ich höre Doras Stimme, sie ruft meinen Namen. Es ist wie ein Erwachen.

*

Zweimal ist der Zug hin und her gefahren. Viele reiche Mexikaner haben die Stadt verlassen.

Soeben bringt Peter die Schreckensnachricht: der letzte Zug ist von Banditen überfallen, alle Waren geraubt, die Reisenden ermordet. Pancho Villa rückt mit einer großen Streitmacht gegen Chihuahua vor.

Peter läßt sich auf einen Sessel nieder, er zieht die Kinder rechts und links an sich heran. Sein hübsches schmales Gesicht ist bleich und trägt tiefe Sorgenfalten um Mund und Nase.

Dora tritt hinter ihn, legt beide Arme um seinen Hals und drückt ihr Gesicht in sein Haar.

„Peter, — das bedeutet? —“

„Vieles, — und nichts. Wir dürfen nicht den Kopf verlieren, bisher hat er die Ausländer verschont.“

„Ach,“ sagt sie, und ihre Augen stehen plötzlich voll Tränen, „ich denke nicht an uns. Wenn er hier auch ein Blutbad anrichtet . . .“

„Noch ist die Stadt nicht in seinen Händen, aber . . .“

„Aber? . . .“

„Die Wölfe heulen schon,“ vollendet er, und drückt Frau und Kinder an sich.

Ich fühle eine lähmende Schwere in allen Gliedern. Leise verlasse ich die Stube, gehe in den Garten hinunter.

Die Wölfe heulen schon . . .

Meine Gedanken gehen immer wieder zu Fred Doland. Ist er in Santa Emma in Sicherheit? Werden die räubernden Truppen nicht gerade zuerst die Silberminen ausplündern? Weiß er, daß Pancho Villa übers Gebirge heranrückt?

„Ich komme wieder,“ war sein letzter Gruß. Ich habe still gewartet, jetzt erfaßt mich beklemmende Angst.

Wird er jemals wiederkommen?

Die Wölfe heulen schon . . .

*

Man erwartet täglich einen Angriff auf die Stadt. Es ist ein unheimlicher Gedanke zu wissen, daß Villa mit seinen Mordgesellen hinter den Bergen lauert. Gerüchte tauchen auf, verbreiten sich wie ein Lauffeuer durch die Stadt. Die Federales hoffen, Chihuahua zu halten, aber es glaubt keiner daran.

Anna Grote meldet sich am Fernsprecher. Sie bittet mich, zu ihr zu kommen, da die kleine Mary erkrankt ist. Ob ich es noch wage, das Haus zu verlassen? Man hört aus weiter Ferne Kanonendonner.

Dora ermuntert mich, schnell noch einmal hinauszufahren, denn Anna Grote ist ohne Hilfe; ihre alte Criada ist gestorben. Nachher wird es vielleicht nicht mehr möglich sein, das Haus zu verlassen. Da die Herren ja auch noch in der Stadt sind, kann noch keine unmittelbare Gefahr vorliegen.

„Versprich mir nur, zurückzukommen, sobald sich die Lage verändert.“ Ich gebe Dora mein Wort und besteige schnell die Trambahn.

*

Ich sitze auf der schattigen Veranda und erzähle der kleinen Rosi endlose Märchen. Von Rittern, die steile Bergtreppen hinaufreiten, um ihre Prinzessinnen zu holen, die schon so lange, lange warten.

„Und wann kommt der Ritter?“ fragt die Kleine.

„Einmal wird er kommen, denn er ist sehr tapfer und stark. Er hat ein goldenes Schwert, damit tötet er die Feinde.“

„Die Villistas?“

„Ja, die bösen Villistas.“

Aus weiter Ferne hört man das gleichmäßige Knattern von Maschinengewehren. Anna Grote kommt zu uns heraus. Sie trägt den kleinen Fred im Arm.

„Es scheint doch ernst zu werden, finden Sie nicht, daß die Schießerei immer näher kommt?“ meint sie besorgt.

„Ja, es wird Zeit, daß ich nach Hause gehe, damit meine Schwester sich nicht ängstigt. Was macht Mary?“

„Sie ist endlich eingeschlafen. Wenn es morgen nicht besser wird, lasse ich Doktor Drabe kommen.“

Rose gleitet von meinen Knien hinunter und läuft in den Vorgarten.

„Ich habe ein unerklärliches Angstgefühl,“ sagt Anna Grote, indem sie den Jungen in den Wagen bettet. „Es liegt wie ein Alp auf meiner Brust. Je näher die Schießerei kommt, umso bedrückter fühle ich mich.“

„Es ist ja auch gerade kein angenehmer Gedanke,“ erwidere ich, „Kanonenrohre auf sich gerichtet zu sehen.“

Laute Schüsse durchreißen die Luft. Wir springen beide auf.

„Die Villistas kommen! Hörst du, wie sie schießen," ruft Rosi; sie steht mit zitternden Gliedern vor uns.

Frau Grote drückt das verstörte Kind an sich. „Ich will mit Papa telefonieren, daß er heimkommt. Bitte, Fräulein Hauberg, bleiben Sie noch einen Augenblick." Sie hastet ins Haus.

Jetzt fange ich auch an, unruhig zu werden. Wenn ich die nächste Straßenbahn erreichen will, muß ich sofort aufbrechen.

„Tante!" schreit die Kleine und umklammert mich.

Anhaltender Kanonendonner läßt alle Fensterscheiben klirren. Sie scheinen auch hier in der Stadt zu schießen. Aus den Bergen antwortet das Brüllen der feindlichen Geschütze.

Anna Grote kehrt mit einem verstörten Gesicht auf die Veranda zurück.

„Pancho Villa rüstet sich zum Angriff. Mein Mann kommt gleich heraus. Denken Sie, Elke, unser Haus liegt gerade vor der Gebirgskette, aus der sie ihre Kanonen auf die Stadt gerichtet haben."

Sie umklammert meinen Arm. „Ich habe eine grenzenlose Angst. Sie sollen sehen, es geschieht ein Unglück. Können Sie nicht hierbleiben? Bitte."

Ich schüttele den Kopf. „Ich kann dann nicht mehr zu meiner Schwester zurück, und sie ist auch allein. Ihr Mann wird ja gleich hier sein, Frau Grote."

„Er sagt, wenn er nicht schnell genug kommen kann, soll ich versuchen, die Betten der Kinder in den Keller zu bringen. Es wird hier oben zu unsicher werden."

„Ich helfe Ihnen."

Das Haus ist im amerikanischen Stil gebaut. Ein dünnes Bretterdach und ein Fach Lehmsteine als Mauer bieten durchaus keinen Schutz.

Wir tragen erst den Kinderwagen hinunter, dann Matratzen und Decken. In der Vorratskammer wird ein Lager neben dem anderen hergerichtet. Mary liegt mit fieberglühenden Backen im Bett.

„Kann ich das kranke Kind in den feuchtkalten Keller bringen?" klagt Anna Grote.

Einem zischenden Laut über dem Hause folgt ein dumpfer Donner. Eine Granate ist über das Dach geflogen.

„Sind sie schon so nahe?"

Gleich darauf setzt ein ununterbrochenes Geschützfeuer ein.

„Sie müssen sofort alle in den Keller, und ich ..."

„Sie können nicht mehr fort."

Ich stürze ans Telefon, um Dora zu erreichen. Vom Amt erfolgt keine Antwort; es scheint ausgeschaltet. Nun muß ich auf jeden Fall versuchen, nach Hause zu kommen.

Wir schlagen Mary in Decken und bringen auch die anderen beiden Kinder in den Keller. Dann tragen wir Lebensmittel hinunter.

„Frau Grote, ich muß jetzt gehen, wenn ich noch die Trambahn erreichen will.“

Ein Stoß — das ganze Haus erbebt. Ein Knirschen und Sausen, als flöge das Dach fort. Wir sehen uns starr an. Rosi schreit: „Die Villistas kommen,“ und der kleine Fred weint.

„Bleiben Sie im Keller, Frau Grote.“

Sie umklammert mich: „Sie dürfen nicht gehen, wenn Ihnen da draußen ein Unglück zustößt.“

„Es trifft nur da, wo's treffen soll, das ist alles Schicksal.“

„Wäre mein Mann erst hier.“

„So schnell kann er gar nicht kommen, und es wird Ihnen hier unten wirklich nichts zustoßen.“

Sie drückt mich heftig an sich; ich stürze die Treppe nach oben, um meinen Hut und Mantel zu holen.

Das Bett, in dem noch vor wenigen Augenblicken die kleine Mary gelegen hat, ist in der Mitte auseinandergerissen. An der rechten Außenseite der Wand, einen halben Meter über dem Fußboden, klafft ein Loch. Ein anderes ist schräg gegenüber an der zweiten Außenwand. Die Granate hat glatt durchgeschlagen.

Ich habe ein merkwürdiges Gefühl in den Fingerspitzen, als wollte mein Blut erstarren.

Es ist alles Schicksal.

Die Straße ist fast menschenleer. Hier und dort flüchtet eine Gestalt im Laufschritt in ein Haus hinein. Vor mir, hinter mir dröhnen Geschütze. Ich stürze vorwärts, um die Haltestelle der Straßenbahn zu erreichen, aber als sie kommt, ist sie mit Militär vollgestopft und fährt, ohne zu halten, an mir vorbei.

Was nun? Eine der volkstümlichen mexikanischen Droschken kommt mir entgegen. Ich klatsche nach Landessitte in die Hände; jedoch der Fahrer hört nicht auf meinen Anruf und rattert an mir vorbei.

Also zu Fuß weiter.

Dicht hinter mir muß eine Granate eingeschlagen sein; schwere Brocken klatschen auf das Pflaster. Ich weiß nicht, ob ich vorwärts oder rückwärts gehen soll, ich hätte doch bei Anna Grote bleiben sollen.

Aus einer Nebengasse sprengt ein Reiter. Der Herzschlag scheint mir zu stocken — es ist Fred Doland!

Er reißt das Pferd zurück, sprengt an meine Seite.

„Meine kleine Señora!" Seine Stimme übertönt den Kanonendonner. Ich höre nichts anderes, als diese klare, frohe Stimme.

„Schnell — reichen Sie mir die Hände!“ Es geschieht alles, als wäre es so und nicht anders verabredet.

Ich sitze vor ihm im Sattel. Sein rechter Arm umschlingt mich. Wir schauen uns an. Ich schmiege mich fest an ihn, ein unendliches Dankgefühl im Herzen.

In gestrecktem Lauf fliegen wir die Avenida Colon hinunter. Hier ist es geschützter, und erst jetzt kann ich fragen, woher er so plötzlich gekommen ist.

„Santa Emma ist von den Banditen eingenommen. Es war eine tolle Flucht! Wir hatten gerade noch Zeit, um die Pferde aus dem Stall zu reißen. Die Hälfte meiner Angestellten wurde erschossen, unter ihnen mein treuer Werkmeister mit seiner Frau. Seinen sechsjährigen Jungen, bei dem ich Pate gestanden habe, nahm ich mit aufs Pferd. Er hat eine schwere Schulterverletzung, die von dem Gewehrkolben eines der Schurken herrührt. Wir ritten in Chihuahua ein, als man von der entgegengesetzten Seite das Geschützfeuer eröffnete. Ich mußte den Jungen ins Hospital bringen. In der Stadt herrscht eine wüste Panik; es ist unmöglich, ein Auto oder einen Wagen zu bekommen. So nahm ich ein neues Pferd, ritt hinaus nach dem Hospital und dann zu dir. Ich fand deine Schwester in erklärlicher Angst

um dich. Ich jagte dir entgegen, und jetzt wollte ich, dieser Ritt nähme niemals ein Ende . . .“

Fred Doland bindet das Pferd, dem die Flanken zittern und fliegen, an die Gartenpforte. Ich lasse mich hinabgleiten.

„Leb' wohl, Elke, ich reite sofort zurück, ich muß mich um den kleinen José bekümmern, sobald wie möglich komme ich wieder.“

Er reißt mich noch einmal an sich. Wie betäubt bleibe ich stehen.

Fort — er geht wieder fort — in das Granatfeuer hinein. . . .

*

Ich bin nun doch froh, daß ich nicht bei Anna Grote geblieben bin, denn Dora ist ganz aufgelöst vor Angst um mich. Sie hat die Kinder bereits nach unten gebracht.

Nun hocken wir alle im Keller. Peter hat den Buchhalter und noch zwei andere junge Mexikaner mitgebracht, die in ihrer aufgeregten Art von den Verwüstungen in der Stadt erzählen.

Wir essen in der Vorratskammer und suchen uns jeder eine Ecke zum Schlafen. Das elektrische Licht brennt nicht; wir tappen im Dunkeln umher und müssen, trotz der ernsten Lage, oft herzlich lachen.

*

Drei Tage haben wir unten im Keller gehaust. Ich hatte mir unter der Treppe ein Lager hergerichtet. Dort aber ist der Tummelplatz der Cucarachas; das sind riesengroße Küchenschaben. Als ich am ersten Morgen hervorkletterte, waren meine Arme und Beine überall zerstochen.

Das Feuer der Geschütze schweigt; es liegt eine große Spannung in der Luft.

Von allen Seiten fliegen uns Gerüchte zu.

Villa ist zurückgeschlagen! Vor der Stadt ist Stacheldraht gezogen, in den sie Starkstrom hineinleiten.

Villa hat geschworen, Chihuahua dem Erdboden gleich zu machen, wenn es in seine Hände fällt. Er wartet in den Bergen auf eine günstige Gelegenheit.

Die Herren sind wieder ins Geschäft gegangen. Es ist alles ruhig.

Felicitas und Paula, die bei dem ersten Geschützdonner geflohen sind, — wohin, haben sie nicht verraten — sind zurückgekommen. Paula befindet sich in einer jammervollen Verfassung. Ihr novio (Bräutigam) soll im Kampfe gefallen sein.

„Señora,“ ruft sie und fällt vor Dora nieder, „ich bin hier nur fortgelaufen, um in seiner Nähe zu sein. Sie sagen, er ist tot. Ich gehe jetzt vor die Stadt aufs Schlachtfeld und suche ihn. Er

soll auf dem Campo Santo (Kirchhof) beerdigt werden, und wenn ich ihn selbst hintragen muß."

„Kind," sagt Dora, „das ist ja ganz unmöglich, du wirst ihn nicht finden. Vielleicht ist er schon längst begraben."

„Nein, nein, Señora, Sie wissen nicht, wie sie es machen. Sie tragen alle auf einen Haufen, gießen Petroleum darüber und zünden es an. Oh, Dios mio, wie furchtbar ist das alles!"

Sie läuft wie gehetzt aus dem Hause.

*

„Ich habe schon zweimal bei Frau Grote angerufen; es antwortet keiner," sagt Dora. „Möchtest du nicht nachfragen, wie es der kleinen Mary geht? Die Trambahn fährt wieder."

Gerade als ich aus der Straßenbahn hinaussteige, sehe ich Doktor Drabe die Straße herunterkommen.

„Wollen Sie zu Frau Grote?" rufe ich ihm entgegen.

„Nein," erwidert er, „das war nicht meine Absicht. Aber ich habe dort in der Nähe zu tun."

Wir gehen zusammen. Er weiß nichts von Marys Erkrankung. So wird es nicht schlimmer geworden sein.

Die Häuser sind zum größten Teil zusammengeschossen und durchlöchert. In Gruppen stehen die Mexikaner neben den Trümmern, ihre Gesichter sind vergrämt und von einer müden Gleichgültigkeit.

Vor einem Quartier der Federales hat sich eine größere Menschenmenge angesammelt. Wir sehen, daß sie eine am Boden liegende Frauengestalt umringen. Zwei Soldaten reißen sie hoch und schieben sie vorwärts.

Ich starre auf die Frau, auf den hellbraunen Tuchmantel, den sie trägt. Unwillkürlich zuckt meine Hand nach Doktor Drabes Arm.

Das ist doch — nein, es ist ja eine alte Frau — aber, es ist doch . . .

„Frau Grote!“ rufe ich.

Die Leute bleiben stehen, die Frau wendet sich um — und stürzt mir mit einem gellenden Schrei in die Arme.

Ihr Gesicht ist erdfahl, das zersauste, wirre Haar — schneeweiß.

Jetzt hat auch Doktor Drabe sie erkannt.

„Die Señora war drei Tage eingesperrt. Sie haben sie soeben freigelassen,“ erklärt ein älterer Mann.

Wortlos hebt Dr. Drabe die Frau hoch, bettet sie in seinen Armen und eilt mit langen Schritten die Straße hinunter.

Anna Grote liegt regungslos. Erst als wir das Haus betreten haben, entgleitet sie Doktor Drabes Armen und taumelt, uns zurückdrängend, in das Schlafzimmer. Der Arzt sieht mich an. Ein Kälteschauer läuft mir über den Rücken. — Und dann ein gellender Schrei!

Jonny Grote liegt in seinem Bett, starr — tot. Blut klebt an seinen Haaren, bedeckt sein Gesicht. Die Verbände liegen abgerissen auf Bett und Diele. Vor der Leiche auf dem Fußboden hockt die kleine Rosi. Ihr Oberkörper ist vornüber gesunken.

Doktor Drabe bemüht sich um Anna Grote, die bewußtlos zusammengebrochen ist.

Ich hebe das Kind hoch, angstvoll, ob es noch am Leben ist. Es wimmert leise. Erst, nachdem ich es ins Wohnzimmer getragen und aufs Ruhebett gelegt habe, schlägt es die Augen auf. Noch stehen Furcht und Not in dem kurzen Blick, der mich umfaßt, dann fallen die Lider wieder zu.

Während ich in der Küche Wasser für Tee auf den Petroleumofen stelle, erschreckt mich der Gedanke: Mary und Fred sind im Keller!

An der Tür zur Vorratskammer steht der Kinderwagen. Und dort auf der Matratze, — liegt eine kleine Leiche.

Ich habe im Krankenhaus an den Sterbebetten vieler Menschen gestanden; immer habe ich im Tod die Erfüllung des Lebens gesehen. Vielen war er Erlösung, sie sahen ihm ungeduldig entgegen. Anderen, die sich aufbäumten und ihm entfliehen wollten, strich er über die Stirn, — und ein Lächeln trug sie in das große, menschlich unfaßbare Unbekannte.

Bei dem Anblick der toten Mary empfinde ich ein Grauen vor dem Tod, der schon seine Hand ausgestreckt hatte, als eine Granate das Bett des Kindes zerriß, Grauen vor dem Schicksal, dem keiner entfliehen kann.

Ich nehme den kleinen Fred aus dem Wagen; noch pulst schwaches Leben in dem Körperchen. Wird er zu retten sein?

Doktor Drabe sucht in der Küche nach Zwieback und Tee. Sein Gesicht zeigt eine tiefe, seelische Erschütterung, die er vergebens zu verbergen bemüht. Ich habe die kühle, ewig spöttelnde Art des Amerikaners bisher als höchst abstoßend empfunden; jetzt ist es mir, als müßte etwas in ihm aufbrechen, das er bisher sorgsam verborgen hielt.

Ich sehe sein Erschrecken, als ich mit dem Kleinen in die Küche trete.

„Lebt er? —“

Wir entfernen gemeinsam die beschmutzten Tücher. Doktor Drabe beginnt sofort den kleinen Körper zu klopfen und zu reiben. Ich fülle die Milchflasche mit schwachem Tee und Kandis.

Anna Grote sitzt im Wohnzimmer zusammengesunken im Korbstuhl. Ihre Hände liegen matt und weiß in ihrem Schloß. Aus weit aufgerissenen Augen verfolgt sie meine Bemühungen um Rosi, die den eingeweichten Zwieback mit schwerer Zunge hinunterwürgt. Es dauert eine ganze Weile, bis das Kind lebhafter zugreift und das leise, anklagende Wimmern aufhört.

Der kleine Fred liegt, in Decken gehüllt, neben der Schwester. Er atmet jetzt ruhig, ein langsam aufsteigender warmer Hautton verwischt die totenähnliche Blässe des Gesichtchens.

Der Arzt hält der Mutter eine Tasse starken Kaffee an die Lippen. Sein Blick geht zu dem Kleinen hinüber.

„Wir werden ihn bald wieder hochkriegen. Nur Kopf hoch, Mrs. Grote, Ihre Kinder brauchen Sie. Trinken Sie, — noch einen Schluck, so, — das löst und befreit, — nur ganz ruhig bleiben.“

Rosi ist vom Bett hinuntergeglitten, sie steht mit schlaffhängenden Armen und starrt die Mutter an.

„Rosi!“ flüstert Anna Grote; ihre Lippen sind verzerrt.

Da taumelt das Kind in den Schoß der Mutter, und aus den Augen der Frau bricht ein heißer Tränenstrom.

„Wo ist Mary?“

Diese angstvolle Frage habe ich befürchtet. Doktor Drabe sieht mich erschrocken an. Frau Grote erhebt sich und geht wankend durch das Zimmer.

Da stelle ich mich an die Tür.

„Ich weiß,“ sagt sie leise, während Tränen unaufhaltsam über ihre Wangen tropfen, „ich weiß — sie ist tot. Sie soll neben ihrem Vater liegen. Lassen Sie mich, ich kann jetzt alles ertragen.“

„Liebe Frau Grote, ich werde Mary heraufholen.“

Aber Doktor Drabe ist schon die Treppe hinuntergeeilt.

„Ich will zu ihm,“ sagt Anna Grote leise. Mein Arm führt die Schwankende.

Der Arzt hat den Toten gereinigt. Über die Starrheit seiner Züge breitet sich jetzt die Weihe des Todes.

Anna Grote sinkt vor dem Lager auf die Knie. Sie weint nicht mehr. Sie ist ganz ruhig und nickt schweigend, als Doktor Drabe Marys kleine Leiche neben den Vater legt.

Er winkt mir, und wir lassen sie mit ihren Toten allein . . .

Eine Weile stehen wir uns schweigend gegenüber, jeder bemüht, seiner Erschütterung Herr zu werden.

Wie konnte das alles geschehen?

„Die Beschießung der Stadt hat allerlei Opfer gekostet,“ sagt endlich der Arzt. Er geht ans Fenster und blickt hinaus.

„Unser Fred Doland ist auch nur eben mit dem Leben davongekommen.“ Ich starre auf den Kalender, der an der Wand hängt: 29. November.

„Was ist mit Mr. Doland, Doktor?“

„Er hatte, als die erste stürmische Beschießung einsetzte, einen tollkühnen Ritt durch die Stadt unternommen. Er liebt es, sein Leben aufs Spiel zu setzen. Eitelkeit — überhebliche Waghalsigkeit, was weiß ich. Kurz vor dem Foreign-Club trifft ihn ein Granatsplitter, während das Pferd unter ihm zusammenbricht. Keine lebensgefährliche Sache, aber er wird längere Zeit liegen müssen.“

Ich atme tief auf. Doktor Drabe wendet sich um, blickt mich an, und dann spielt wieder das spöttische Lächeln um seinen Mund.

„Ach so, Sie kennen ihn ja von Ihrer Autofahrt her. Das war auch so eine tolle Abenteuerei.“

Ich denke an die kondensierte Milch, die hier nebenan in der Speisekammer steht, und an den kleinen Jungen im Hospital. Aber ich schweige.

„Mut," denke ich, „gehört dazu, Mut und Tatkraft. Es ist bestimmt leichter, in wohlgeordneten Bahnen zu wandeln. Aber Großes wird nur geschaffen, wenn man über die Barrieren springt. Fred Doland, Gott behüte dich!"

Und dann sind meine Gedanken wieder bei der armen Frau da drinnen.

„Man kann sich gar keine Vorstellung machen, was hier eigentlich geschehen ist, und wie Anna Grote ins Gefängnis gekommen ist," sagt der Arzt.

Ich erzähle ihm von dem Tage, an dem ich hier gewesen bin und Frau Grote mit den Kindern unten im Keller zurückgelassen habe.

„Man möchte annehmen, Jonny Grote wäre unterwegs angeschossen, er hätte sich schwerverwundet noch ins Haus geschleppt und dann — —"

„Dann waren Sie nicht mehr zu erreichen, es gab keine Telefonverbindung," sagt eine leise, tonlose Stimme hinter uns. Wir haben nicht bemerkt, daß Anna Grote ins Zimmer getreten ist. Sie setzt sich neben Rosi aufs Ruhebett.

„Mein Mann verlor die Besinnung, nachdem er sich aufs Bett gelegt hatte. Aus vielen Wunden sickerte das Blut. Meine Angst war unbeschreiblich. Unten lag Mary todkrank, mit flatternden Pulsen. Das Donnern der Geschütze schien nicht enden zu wollen. Mit einer kleinen Wachskerze

in der Hand lief ich während der ganzen Nacht von einem zum anderen. Jonny begann zu fiebern, er riß sich die Verbände ab, sein Gesicht glühte. Da faßte ich den Entschluß, Sie, Doktor, zu holen. Es war frühmorgens. Ich ließ die Tür unverschlossen. So kam ich bis vor das Quartier der Federales. Ein Posten hielt mich an und fragte mich nach meinem Wohin. Die Stadt lag im Kriegszustand. Mir war der Hals wie zugeschnürt. Ich stürzte weiter, er riß mich zurück. Ein junger Leutnant trat herzu, umklammerte meinen Arm. Ich rang mit ihm — ich war wie irrsinnig vor Angst und nicht imstande, ein Wort herauszubringen. Sie stießen mich in einen vergitterten Raum — schlossen die Tür hinter mir und da — da haben sie mich wohl vergessen."

Sie wirft sich aufs Ruhebett und preßt den Kopf in die Kissen.

„Mama," jammert Rosi und umklammert die Mutter.

In Doktor Drabes Gesicht zucken die Muskeln. Das Telefon läutet. Er geht hastig hinaus und winkt mir, ihm zu folgen. Man erkundigt sich auf dem Büro nach dem Verbleib des Ingenieurs.

Der Arzt erklärt kurz und sachlich, was sich zugetragen hat. Dann greift er nach seinem Hut.

„Ich nehme an, daß Sie noch hier bleiben, Fräulein Hauberg, ich muß leider gehen. Sorgen Sie

dafür, daß die Kinder wieder zu Kräften kommen. Alles hübsch langsam, sie sind vollkommen ausgehungert. Ich muß noch einige Fragen an Frau Grote richten."

*

Ich habe Dora angerufen, ihr kurz angedeutet, was hier geschehen ist, und sie gebeten, herzukommen.

Ich bewundere Anna Grote. Sie hat mit Doktor Drabe alles Geschäftliche vollkommen ruhig besprochen. Dann, nachdem er fort war, haben wir die Kinder versorgt. Sie schlafen jetzt . . .

Dora ist gekommen. Nun ist Frau Grote in guten Händen. Ich muß schnell zurückfahren, da wir Felicitas allein die Kinder nicht anvertrauen können. Paula ist nicht wieder gekommen. Eine Frau erzählte gestern, man hätte das Mädchen auf dem Schlachtfeld erschossen.

Gerda kommt mir jubelnd entgegengelaufen. „Tantita, du hast wieder einen großen Korb voll Blumen bekommen. Hier steht er in der sala!"

Ein Gruß von Fred. Ich löse den Brief aus dem Gewirr der Blüten. Er schreibt: „Liebe Elke! Ich konnte mein Versprechen nicht halten. Eine kleine Verletzung bannt mich ans Bett. Ich hoffe, in einigen

Tagen wieder hochzukommen. Ich träume von dir und der Zukunft. Fred.

N. B. Wie mag es dem kleinen José Morento im Hospital gehen? Ich sorge mich um ihn."

Ich sinke auf einen Ledersessel. Die Erschütterung der letzten Stunden löst sich endlich in wohltuenden Tränen.

*

Ich habe mit Dora und Peter über Fred Doland gesprochen, ihnen alles erzählt und ihnen seinen Brief zum Lesen gegeben.

Sie sind beide rührend lieb zu mir. Peter hat sofort Herrn Vogler, bei dem der Verwundete untergebracht ist, aufgesucht. Fred Doland ist zuversichtlich, wenn auch recht ungeduldig. Vogler meint aber, die Sache könne sich noch lange hinziehen.

Am Nachmittag sollte ich Peter vom Geschäft abholen, damit wir zusammen ins Hospital gehen können. Er telefoniert soeben, daß er schon allein hingegangen sei.

Das Haus ist bis unter das Dach voll gestopft von Verwundeten. Der kleine José liegt in der Vorhalle auf einer Matte, mitten zwischen Sterbenden und Verletzten. Wenn es möglich ist, will er ihn mitbringen.

*

Peter hat José geholt. Wir haben noch ein Bett in mein Zimmer gestellt, und nun übernehme ich die Pflege des kleinen Burschen.

Dora ist zur Beerdigung von Jonny Grote und der kleinen Mary.

Die Federales haben die Stadt geräumt. Man erzählt, aus Mangel an Munition wären sie gezwungen, ins Gebirge zu fliehen, denn vom Westen rückt Villa abermals gegen Chihuahua vor.

Eine schutz- und wehrlose Stadt fällt den Banditen in die Hände.

Was wird jetzt geschehen? Es gibt in Chihuahua schon lange kein Brot mehr. Dora besitzt noch einen Sack Mehl, so daß wir bis jetzt täglich backen konnten, aber seit gestern ist auch kein Wasser mehr in der Stadt. Es wird durch einen Aquadukt, der aus gewaltigen Steinmassen aufgebaut wurde und sich meilenweit durchs Land zieht, aus dem Gebirge in die Stadt geleitet. Villa ließ es abdrosseln.

Ein Trupp Abgeordneter reitet an unserem Hause vorbei, Franzisko Villa entgegen. Man legt das Wohl und Wehe der Stadt in die Hände eines Mordbrenners und hofft, ihn durch einen großartigen Empfang versöhnlich zu stimmen.

Dora und ich stehen am Fenster und blicken hinaus. Unabsehbar ist der Zug der einziehenden Truppen.

Zwischen zerlumpten, verwahrlosten Gestalten sieht man einige Burschen in der kleidsamen Khakiuniform der amerikanischen Soldaten.

Widerwärtig ist der Anblick der Weiber, die dem Zuge folgen. Sie hocken auf den Munitions- und Gepäckwagen, sie kauern zu dreien und vieren auf Mauleseln oder laufen barfuß nebenher. Auf dem Rücken tragen sie ihre Kochtöpfe, Säcke und Bündel, vorne im Brusttuch ihre Kinder.

Ein Trupp Berittener jagt heran. Sie halten sich aufrecht im Sattel, trotz ihrer zerlumpten Kleidung tragen sie sich anders als die übrigen.

„Das werden die Yasquis sein," meint Dora. „Peter erzählte mir, daß sich unter Villas persönlichem Gefolge ein junger Schweizer befinden soll, der sich anscheinend begeistert in dieses blutige Abenteuer gestürzt hat."

„Ein Schweizer? Das ist doch ausgeschlossen."

„Warum ausgeschlossen?" fragt Dora dagegen.

„Weil ein Schweizer sich doch nicht so weit vergessen kann."

Dora überhört meinen Einwurf und fährt ruhig fort: „Vielleicht suchte der junge Schweizer, der sich Villas Bande angeschlossen haben soll, etwas Großes, glaubte an den Kampf gegen den Kapitalismus und die Befreiung des unterdrückten mexikanischen Volkes. Das ist immerhin ein Ideal, dem

es sich lohnt, zu folgen. Daß Pancho Villa seinen Blutrausch mit dem Mantel eines Nationalhelden bedeckt, keinen großen Zielen, sondern nur Macht- und Mordgelüsten nachgeht, hat der andere vielleicht nicht vermutet."

„Aber er wird es bald gespürt haben; dann war noch immer Zeit, umzukehren."

„Oder auch nicht. Es hätte ihm wahrscheinlich seinen Kopf gekostet."

„Und wenn auch, er durfte nicht einen Schritt weiter gehen. Ich könnte den Menschen hassen."

Dora legt den Arm um meine Schulter.

Ich möchte einmal mit Herrn Paulsen darüber sprechen. Ob diese zerlumpten Gestalten wirklich Indianer des Yasquisstammes sind? Wissen sie auch bereits, daß ihnen auf diesem Wege ihr großer Gott niemals begegnen wird?

*

Ich bin froh, Dora zur Seite stehen zu können. Die Wucht der auf uns einstürmenden Ereignisse läßt sich gemeinsam leichter tragen.

Der feierliche Empfang und die Blumensträuße, die man dem Banditengeneral überreichte, haben der Stadt nichts genützt.

Wir dürfen das Haus nicht mehr verlassen. Die wohlhabenden Mexikaner werden ins Gefängnis gesteckt, ihr Eigentum mit Beschlag belegt. Aus den Kaufhäusern zerren die Banditen unter wildem Jubel die Waren auf die Straße und werfen sie zwischen Weiber und Dirnen.

Der Befehl ist herausgegeben, daß sämtliche Spanier innerhalb von vier Tagen die Stadt zu verlassen und sich auf außermexikanisches Gebiet zu begeben haben, andernfalls sie ihr Leben verwirkt haben.

Sprunghaft und plötzlich steht das Unheil bald vor dieser, bald vor jener Tür.

Villa ließ aus Telefondrähten Geldstücke stanzen. Aus dem Palacio Federal gehen Kisten über Kisten Papiergeld heraus. Die Scheine sind vollkommen wertlos, aber wehe dem Kaufmann, der sie nicht annimmt.

Peter kommt vollkommen verstört nach Hause. Villa hat von jedem Kaufmann eine bestimmte Summe gefordert, die morgen früh um zwölf Uhr abzuliefern ist. Er hat die Drohung ausgesprochen: jeder Mexikaner, der das Geld nicht aufbringt, wird erschossen, jedem Ausländer der Laden geplündert.

Peter muß fünfhundert Pesos abliefern.

Fünfhundert Pesos! Dora hat mir vor einigen Tagen erzählt, daß ein großer Posten Schreibmaschinen und andere Waren im Werte von 6000 Pesos in Juarez gelagert haben. Peter hatte sie gegen Barzahlung in den Staaten gekauft. Als Villa die Stadt Juarez einnahm, ließ er sämtliche Waren verbrennen. Es bedeutet für Peter einen großen Verlust, besonders, da er erst kurz vorher durch den Betrug eines Angestellten beträchtliche Summen verloren hatte.

„Ich bringe es nicht zusammen, ich habe nur dreihundert Silberpesos in der Kasse, alles andere ist wertloses Papiergeld. Hundert Pesos hat Paulsen mir besorgt, aber damit ist auch Schluß; wer leiht mir heute Silbergeld?"

Peter läßt sich am Tisch nieder und stützt den Kopf in beide Hände. „Es ist alles so unfaßbar. Heute Morgen kommt einer aus Villas Bande in den Laden und sucht sich dutzendweise deutsche und französische Bücher heraus. Ich sehe mir den Burschen näher an, und da ist es tatsächlich der junge Schweizer, der sich Villas Mordgesellen angeschlossen hat. Er ruft einen Indianer herein, stopft die Bücher in einen Sack und läßt sie auf einen Esel laden. Das alles geschieht so schnell und selbstverständlich, daß wir alle wie vor den Kopf geschlagen sind. Auf meine Aufforderung zu zahlen, wirft er einen Packen

Bilimbiques, das wertlose Papiergeld, das Villa drucken ließ, auf den Tisch. Er weiß, daß ich die Bilimbiques, für die ich mir nicht einen Bleistift kaufen kann, annehmen muß. Aber Villa verlangt fünfhundert Silberpesos."

„Ich bringe noch fünfzig zusammen, Peter, paß auf, wir schaffen es," tröstet Dora. Sie hat ihr Kästchen hervorgeholt und zählt langsam das Geld auf den Tisch. Es sind dreiundvierzig Pesos und sechzig Centavos. Sie hat es für die Kinder gespart. „Fehlen noch 57 Pesos, die müssen doch aufzubringen sein!"

„Wir stehen ja alle unter demselben Druck. Außer Paulsen und Lohmann sind sämtliche Deutsche und Amerikaner Kaufleute, das darfst du nicht vergessen. Ich habe schon alles versucht."

Ich bringe meine kleine Barschaft, 6 Pesos und 25 Centavos. Gerda kommt mit ihrem Spartopf angelaufen. Das kleine Ding hat begriffen, daß der Vati Geld braucht. Das freundlich grinsende, rosenrote Schwein ist aber nur seines Inhalts zu berauben, wenn es in Scherben geht; und Gerda liebt es sehr.

Peter küßt die Kleine, seine Stimme ist rauh: „Dein Schwein soll nicht geschlachtet werden."

„Doch, Vati, doch! Es sind tausend Pesos in seinem Bauch, die sollst du haben!"

Es entwickelt sich ein richtiger Kampf um das Schwein, aber Gerda bleibt Siegerin. Sie wirft es kurz entschlossen auf die steinerne Treppe und sammelt überselig einen Peso und einige Centavos aus den rosenroten Tonscherben ihres Sparschweins hervor.

Dora rechnet mit Papier und Bleistift.

„Vielleicht nimmt Villa es nicht so genau. Er wird sich freuen, überhaupt Silbergeld zu bekommen.“

Es ist ein schwacher Trost. Die Sorge lastet schwer auf uns. Ich bewundere Dora, die immer wieder versucht, einen Lichtblick in dem Dunkel der drohend aufsteigenden Wolken zu entdecken.

Ob Fred Doland helfen kann? Peter schüttelt den Kopf, als ich den Gedanken ausspreche.

„Es ist unmöglich, zu Fuß hinauszugehen, es gibt aber weder Straßenbahn noch Wagen. Es darf auch ab acht Uhr abends keiner mehr die Straße betreten, und wenn ich morgen früh hinfahre, bin ich nicht zeitig genug zurück. Tu uns den Kummer nicht an, Elke, und unternimm irgend etwas Unüberlegtes.“

Hat er meine Gedanken erraten?

Dora ist tapfer und stark, bis Peter am nächsten Morgen das Haus verlassen hat. Weinend schlingt sie die Arme um meinen Hals.

„Elke, ich habe eine entsetzliche Angst! Wird Villa mit den vierhundertfünfzig Pesos zufrieden sein?“

„Es bleibt immer ein Trost, daß Peter Deutscher ist. Schlimmstenfalls wird der Laden geplündert.“

Dora trocknet sich die Augen, ein herber Zug legt sich um ihren Mund.

„Und das wäre das Schlimmste, was für Peter überhaupt geschehen könnte. Du weißt nicht, wie er an seinem Geschäft hängt. Er könnte darüber seine Familie vergessen.“

„Dora!“

„Laß nur.“ Sie wendet sich schnell ab und beginnt schweigend im Zimmer aufzuräumen.

Es ist bereits zwei Uhr, Peter ist noch nicht zurück. Was ist geschehen? Die Ungewißheit ist fast unerträglich. Dora tut mir über alle Maßen leid.

Drei Uhr. Noch immer keine Nachricht. Wir kochen starken Kaffee und stellen die Kanne in heißes Wasser.

Hans Paulsen kommt. Wir atmen auf. Aber er weiß nichts. Es hat noch keiner der Kaufleute das Gebäude verlassen, ihm selbst ist der Zugang verboten. Er bringt 200 Pesos von Fred Doland und einen Brief für mich.

Die Familie Vogler, bei der Fred untergebracht ist, wohnt in der Avenida Zarcio, am anderen Ende der Stadt. Es ist ein weiter und gefährlicher Weg,

denn dort draußen haben die Indianer ihre Lager errichtet. Hans Paulsen erklärt mir, daß Fred an ein Aufstehen noch nicht denken darf; die Verwundung ist schwerer, als Doktor Drabe vermutet hat.

Wenn ich ihn nur einmal sehen und sprechen könnte!

Dora erzählt, daß Peter die ganze Summe nicht zusammenbekommen hat. Ich fühle, daß auch Paulsen besorgt ist, obgleich er sich Mühe gibt, Dora aufzumuntern. Es bleibt bei der gutgemeinten Absicht.

„Ich will versuchen, Ihren Mann zu erreichen, um ihm das fehlende Geld zuzustecken. Vielleicht ist er ja schon auf dem Wege hierher."

In dem Augenblick, da Hans Paulsen die Haustür öffnen will, tritt Peter herein. Er schiebt seine Frau wie geistesabwesend zurück, sein Gesicht ist kalkweiß. Langsam wie ein Schlafwandler geht er an uns vorbei in die sala.

„Elke, bitte, hole schnell eine Tasse Kaffee," sagt Dora. Sie ist von einer bewundernswerten Ruhe, nur ihre Lippen zucken wie in verhaltenem Weinen.

Ich bringe die Kinder, die ihren Vater begrüßen wollen, in mein Zimmer zurück, wo sie mit dem kleinen José gespielt haben, und ermahne sie, ganz leise zu sein, da der Vater sehr müde sei.

„Hat er noch meine tausend Pesos?" fragt Gerda.

Nachdem Peter eine Tasse Kaffee getrunken hat, weicht die Starrheit seiner Züge. Er beginnt zu erzählen.

Sobald sich die Kaufleute in einem Saal versammelt hatten, rechts die Ausländer, links die Mexikaner, trat Villa ein. Als er, die Pistole lässig in der Hand haltend, bald diesen, bald jenen prüfend betrachtete, spiegelte sich grausame Wollust, hämische Schadenfreude in seinen Zügen. Drei Mexikaner, die nicht die volle Summe mitgebracht hatten, schoß er sofort nieder.

Den Kaufleuten war zu Mute, als müsse ihnen das Blut in den Adern gerinnen. Sie wußten, nur ein unüberlegtes Wort, ein einziger Blick der Empörung von einem zum anderen konnte ihr Verderben sein.

Villa hatte von Karl Löwenstein 10 000 Pesos verlangt. Der reiche Jude wand und drehte sich, um noch im letzten Augenblick sein Geld zu retten. Er schob Don Miguel vor, der hätte das Geschäft gegründet, er, Löwenstein, wäre nur stiller Teilhaber . . . Villa sagte etwas zu einem Begleiter, einer ging hinaus. Alle wußten sofort, „la casa blanca“ würde nun geplündert werden.

Unter Fluchen und Drohungen setzte Villa seinen Weg fort. Er versicherte, jeden über den Haufen zu schießen, der nur den Versuch machen würde, sich ihm zu widersetzen. Hin und wieder ließ er, zur

Bekräftigung seiner Worte, eine Kugel über die Köpfe der Kaufleute hinwegschießen.

Als Peter anstatt 500 nur 450 Pesos vorlegte, hob der Bandit gleichmütig die Pistole, besann sich aber, ließ die Waffe sinken und sagte höhnisch, daß das Geschäft geplündert und ausgebrannt würde, wenn das fehlende Geld nicht in drei Stunden abgeliefert sei.

„Peter, es ist ja noch nichts verloren," stößt Paulsen hervor. Er wischt sich mit einem tiefen Seufzer den Schweiß von der Stirn. Wir atmen alle tief auf.

Nein, es ist noch nichts verloren, vor Peter auf dem Tisch liegen die 200 Pesos von Fred Doland.

Um elf Uhr abends sehen wir einen hellen Feuerschein über der Stadt. Wir sind jetzt an dergleichen gewöhnt, aber dieses muß ein gewaltiger Brandherd sein. Hohe Lohen schlagen über den Himmel. Rauchwolken fegen darüber hin, zerteilen für Augenblicke die Flammen und werden von neuen Feuersäulen verdrängt.

Am nächsten Morgen erfahren wir, daß „la casa blanca" vollkommen ausgebrannt ist. Villa ließ das große Kaufhaus von seinen Truppen plündern und zum Schluß in Flammen aufgehen. Mehrere Angestellte wurden dabei niedergestochen.

*

Es ist Abend. Dora und ich sitzen in der sala und warten auf Peter. Der deutsche Konsul hat ihn zu sich gebeten. In die Stille, die unser Haus umgibt, dröhnt der Klopfer an der Tür. Wir sehen uns erschrocken an und gehen gemeinsam, die Tür zu öffnen. Eine verschleierte Gestalt wirft sich Dora an die Brust.

„Señora!“

Maria de los Amparos.

Schwankend betritt sie die sala, bricht vor einem Sessel in die Knie.

„Kind, was ist geschehen?“

Das Mädchen schlägt den Schleier zurück.

„Sie wissen, Señora, daß mein Vater im Gefängnis ist?“

Dora nickt mit dem Kopfe. Peter hat es gestern Abend erzählt.

„Villa verlangt 20000 Silberpesos von ihm. Er kann sie nicht aufbringen! Er wird ihn töten!“

Mit einem wehen Schrei wirft die junge Mexikanerin den Kopf gegen die Sessellehne. Wir schweigen. Dora streicht mit einer gütigen Bewegung über den Scheitel der maßlos Erregten.

„Er hat mir Boten gesandt, das Geld zu holen. Ich habe es nicht. Der General macht keine Umstände, sagten sie, bis heute Abend das Geld, oder ... Die Angst um den Vater hat mich wahnsinnig ge-

macht! Ich habe die Soldaten gebeten, mich zu ihm zu führen."

„Zu wem?" ruft Dora entsetzt.

„Zum General."

„Sie waren bei ihm?"

„Ja."

„Und —?"

Ihre Stimme ist klanglos als sie antwortet: „Morgen früh will er mir meinen Vater herausgeben."

Wir heben die zusammengesunkene Gestalt hoch und betten sie auf das Sofa, Dora legt beruhigend den Arm um sie. Ich eile hinaus, eine Tasse Kaffee zu bereiten.

„Bestie," denke ich, „Bestie —" Alles in mir ist in Aufruhr.

„Sieh nach den Kindern," flüstert Dora mir zu.

Maria de los Amparos liegt still, die Augen geschlossen.

Ich gehe auf Zehenspitzen hinaus und eile in mein Zimmer. Gerda und Hanna sitzen neben meinem Pflegling auf dem Bettrand und zeigen ihm Bilderbücher. Während Gerda spanisch mit dem Jungen spricht, plappert die Kleine ununterbrochen in ihrer deutschen Kindersprache.

„Tantita, bald fahre ich nach mein Deutschland, mein Deutschland macht mich stark und groß, dann

verhaue ich die Villistas, und dann gehen wir alle auf ein großes Schiff."

Mein Deutschland! Ich küsse den kleinen Mund. Ganz plötzlich fühle ich es: niemals werde ich in Mexiko eine Heimat finden.

Fred Doland, — was wird aus dir und mir?

Ich bereite das Abendessen für die Kinder und bringe sie zur Ruhe. Es ist schon dunkel. Man hört dumpfen Trommelwirbel und Trompetensignale.

Wäre Peter nur erst zurück!

Dora schenkt sich eine Tasse Kaffee ein.

„Es nützt alles nichts," sagt sie; ihre Schultern straffen sich. „Man muß hart werden, sonst kann man das alles nicht ertragen. Ich will und muß mich für Peter und die Kinder gesund erhalten. Wer weiß, wieviel Kraft wir noch hergeben müssen."

Wir bereiten das Abendessen und setzen uns wieder mit unserer Handarbeit an den Tisch.

„Dora," sage ich nachdenklich, „hältst du es für möglich, daß Villa wirklich den glühenden Wunsch hat, sein Volk von der fremden Rasse zu reinigen."

„Hör' auf," ruft Dora erregt, „hör' endlich auf, in diesem Mordbrenner einen großen Menschen zu sehen!"

„Aber das tue ich doch gar nicht. Ich denke nur, daß in ihm der Urtrieb des Rassenunterschiedes und

Rassenhasses zur entmenschten Grausamkeit ausarten könnte. . . .“

Dora unterbricht mich abermals.

„Bei jedem anderen würde ich es gelten lassen, nicht bei Pancho Villa.“

Ich muß meinen Gedanken weiter verfolgen. „Paulsen erzählte mir, wie es an den Feuern der Indianer oben im Gebirge schwelt, und durch die Tänze und Lieder der Eingeboren rast. Mag alles gegen den Mordbrenner Villa sprechen, seinen nationalen Haß gegen die fremden Rassen kann ich verstehen.“

„Ich meine eher,“ meint Dora abweisend, „daß Villa so schlau und gerissen ist, seine Mordgier mit dem Mantel der nationalen Treue zu bekleiden. Er versteht es, das Volk mit patriotischen Gesten auf seine Seite zu bringen. Nein, Elke, pack' endlich deinen Idealismus ein. Diese Bestie ist kein Nationalheld. Wenn man dem Volke helfen will, baut man auf, aber zerstört nicht sinnlos. Er metzelt nicht nur die Männer nieder, die sich durch Fleiß und Tatkraft Güter erworben haben, um sich selbst diese Güter anzueignen oder seinen Soldaten in den Rachen zu werfen, — er metzelt alles nieder, was seinen Blutrausch befriedigt. Du bist noch nicht lange genug in Mexiko, um das zu verstehen.“

Noch nicht lange genug! Und doch scheint es mir so unendlich lange, daß ich die Heimat verließ.

Dora legt den Arm um meine Schulter.

„Liebe, kleine Elke, du grübelst viel zu viel, nimm doch alles, wie es ist, du kannst doch nichts daran ändern."

„Dora, wenn du gewußt hättest, welche entsetzlichen Zustände hier herrschen, hättest du dann auch Peter geheiratet?"

„Ja, natürlich, — ich liebe ihn."

Nach einer Weile sage ich aus tiefen Gedanken heraus: „Aber ihr könntet jederzeit nach Deutschland zurückkehren. Ihr seid nicht an Mexiko gebunden. Peter kann sein Geschäft hier aufgeben und drüben wieder aufbauen."

Sie hebt mein Gesicht zu sich empor und blickt mich prüfend an.

„Du meinst, Silberminen kann man nicht in den Rucksack stecken? Elke, du hast doch Fred Doland lieb?"

„Ja, ich habe ihn sehr lieb.

„Dann ist alles andere gleichgültig."

Ich schweige; mein Herz ist voll schwerer Traurigkeit.

Auf der Steintreppe vor dem Hause sind Schritte vernehmbar, zögern vor der Tür.

Wir lauschen, — ein leises Klopfen, — Dora läuft hin und reißt die Tür auf . . .

Don Miguel! —

Ist er nicht Spanier? Mußte er nicht bis Sonnenuntergang die Stadt verlassen haben?

Sein von Pockennarben verwüstetes Gesicht ist durch innere Qual noch mehr entstellt. Seine Lippen sind trocken und rissig. Das sonst glattgebürstete und geölte Haar hängt in Strähnen um die Stirn.

„Donna Maria — sie ist bei Ihnen?"

Er stößt die Worte mühsam heraus.

Dora zögert einen Augenblick mit der Antwort.

„Kommen Sie herein, Don Miguel."

„Sie ist — nicht mehr — hier?"

„Nein."

Er taumelt, lehnt sich gegen die Wand.

„Die Criada hat es mir gesagt, daß sie zu Ihnen wollte, bevor sie — Dios mio, sie hat mir alles gesagt — es kann nicht wahr sein . . ."

Dora faßt ihn am Arm. „Kommen Sie in die sala."

Er stößt sie zurück, starrt über uns hinweg.

„Sie wissen es, Señora?"

„Ja, Maria opfert sich für ihren Vater."

Er hält die Hände mit den gespreizten Fingern vor sich.

„Nicht weiter, nicht weiter!"

Ich habe auf Doras Wink ein Glas Wein eingeschenkt. Er stürzt es herunter.

„Ich muß zu ihm, es darf nicht geschehen! Es darf nicht geschehen!"

Stimmen vor dem Hause, hastige Schritte, die Tür wird aufgerissen. Drei, vier Soldaten stürmen herein. Ich sehe noch, wie Don Miguel sich mit den Händen an die Wand krallt, dann ist alles ein wüstes Durcheinander. Schreien, Fluchen erfüllt das Haus. Dora läuft in das Schlafzimmer der Kinder, ich werde in die sala gedrängt.

Unbeweglich bleibe ich stehen und starre auf die Tür.

Ein Soldat in amerikanischer Khakiuniform, die Reitpeitsche in der Hand, kommt herein. Er sieht mich drohend an, stellt Fragen, die ich nicht beantworten kann; mir fehlen einfach die spanischen Worte. Ich will hinauslaufen, da packt er mich am Arm; ein Lachen, breit und widerlich, geht über sein Gesicht.

„Palomita, warum so eilig?"

Jetzt habe ich mich in der Gewalt.

„Señor, ich bin eine Deutsche." Ich fühle selbst den Stolz, der in meiner Stimme liegt. Ich weiß, wie hoch die Deutschen in Mexiko angeschrieben sind. Dora hat mir erzählt, daß sie sich bei Ausbruch der Revolution schwarz-weiß-rote Schleifen angesteckt hatten, sobald sie auf die Straße gingen. Es schützte sie vor Belästigungen. Ich fühle auch hier die Wirkung meiner Worte.

„Ah!“ Er läßt mich frei. Draußen ist es still geworden. Schritte entfernen sich, Dora steht in der Tür. Der Soldat, vielleicht ist es auch ein Banditenoffizier, wendet sich ihr zu und verlangt Auskunft. Wir haben einen Spanier, der den Befehl des Generals unbeachtet ließ, in unserem Hause aufgenommen und sind dadurch selbst verdächtig.

Dora wiederholt, daß wir Deutsche sind. Sie berichtet, daß der Mann erst vor wenigen Minuten das Haus betreten habe und gerade im Begriff stand, es wieder zu verlassen. Sie dächte nicht daran, sich dem Befehl des Generals zu widersetzen, und nebenbei stände ihr der Spanier völlig fern.

Sie blickt den Eindringling mit ihren blauen Augen so nachdrücklich an, daß ihm nichts anderes übrig bleibt, als sich unter Beteuerungen seiner Bewunderung für die Deutschen zurückzuziehen. Er streift mich noch einmal mit einem dunklen, tückischen Blick. Dann entfernt er sich. Seine Schritte verklingen.

Wir halten uns umschlungen, möchten weinen, schreien vor Entsetzen, — und bleiben stumm. Wir wissen, Don Miguel weilt nicht mehr unter den Lebenden, fühlen aber auch, daß der liebenswürdige Abgang des Soldaten nur ein Atemholen bedeutet. Man wird uns eine Falle stellen . . .

Peter kommt. Es ist wie eine Erlösung. Sein Gesicht ist ernst, die kurze, flüchtige Begrüßung verheißt nichts Gutes. Wir kommen gar nicht dazu, über die Schrecken dieses Abends zu berichten, die Ereignisse reißen uns weiter.

„Wir waren beim deutschen Konsul," beginnt Peter sofort, „die Lage ist mehr als kritisch. Heute Morgen ist ein Zug mit den Spaniern abgegangen. Jetzt jagt die Meute durch die Stadt, jeden Spanier niederzumetzeln, der sich hier noch aufhält. Morgen stellt Villa den Ausländern einen Zug zur Verfügung. Diese Aufforderung besagt genug. Wir haben einmütig beschlossen, zunächst Frauen und Kinder fortzuschicken."

„Peter, das ist nicht möglich. Glaubst du wirklich, ich lasse dich hier allein zurück?"

Er sieht seine Frau ernst an. „Es handelt sich um die Kinder, um ihre Sicherheit, nicht um uns. Du wirst morgen mit ihnen fortfahren, je eher, desto besser. In fünf Tagen soll wieder ein Zug fahren. Mit ihm wird der Rest der Ausländer die Stadt verlassen. Dann folge ich auch. Ich muß meine Waren einpacken und verbergen. Wer weiß, ob ich sonst ein Stück wiedersehe. Unser Haus hier wird, sobald wir es verlassen haben, von den Banditen mit Beschlag belegt werden. Darum habe ich folgendes beschlossen: Herr Meyer hat die Absicht,

nicht mehr nach Chihuahua zurückzukehren. Du weißt, er hat ein sehr schönes Haus in der Calle coronada, im Innern der Stadt. Er fährt morgen mit seiner Frau zusammen fort. Seine Möbel werden bei Ketelsen untergebracht, und das Haus stellt er mir zur Verfügung. Ich werde, wenn ihr fort seid, den Umzug besorgen. Es ist dort sicherer. Ihr mietet euch in El Paso eine kleine Wohnung. Ich hoffe, Villa wird die Stadt nicht lange halten können, dann kehren wir zurück."

„Aber," ruft Dora, „kann man denn Villa trauen? Wird der Zug unbehelligt Juarez erreichen?"

„Das Wagnis bleibt dasselbe. Hier lauert auch der Tod. Jedenfalls besteht durch eine schnelle Abreise die Hoffnung, in Sicherheit zu kommen. Frau Grote ist benachrichtigt worden. Sie fährt ebenfalls morgen. Der Zug geht um siebeneinhalb Uhr."

„Dann in Gottes Namen," sagt Dora tapfer. „Schlafen gibt's nicht, es wird sofort gepackt."

„Und Fred Doland?" frage ich leise.

Peter wendet sich rasch nach mir um, er zieht einen Brief aus der Tasche.

„Ich war bei ihm, bevor wir diesen Entschluß faßten. Er wird noch einige Wochen liegen müssen. Hier ist ein Gruß von ihm."

„Aber was wird denn aus ihm? Er kann doch nicht allein hier bleiben, wenn alle fliehen?"

„Wir lassen ihn nicht im Stich," lächelt Peter. „Ängstige dich nicht, der kleine José wird morgen von einer alten Mexikanerin abgeholt; sie wird ihn in Pflege nehmen. Ich glaube, es ist die Schwester der Ermordeten."

*

Peter ist ganz früh zum Bahnhof gegangen, um sich zu überzeugen, ob der Zug wirklich fährt. Jetzt kommt er mit einer bösen Nachricht zurück: wir dürfen nur jeder ein Stück Handgepäck mitnehmen; unsere in großer Eile gepackten Koffer müssen wir hier lassen!

Der Zug geht erst zwei Stunden später. Ich sitze zwischen verschnürten Koffern und Paketen und schreibe einen Gruß an Fred Doland. Jetzt fühle ich erst, wie viel er mir bedeutet.

„Vergiß nicht," schreibe ich, „daß ein Teil von mir hier in Chihuahua zurückbleibt. Sorge dafür, daß ich dich bald wieder habe."

Die Kinder sind aufgeregt, und immer wieder fällt uns noch ein wichtiger Gegenstand ein, der mitgenommen werden muß.

Es ist gut, daß Dora kaum zur Besinnung kommt. Ein schwerer Schritt, Mann und Heim unter der Gewalt eines Mordbrenners zurückzulassen, um selbst

mit den kleinen Kindern einer großen Gefahr entgegenzugehen.

Aber sie ist tapfer und beherrscht sich gut.

Der Zug ist überfüllt. Nicht nur Ausländer, auch viele Mexikaner, denen Angst und Grauen aus den Augen brennt, kauern dichtgedrängt auf den Bänken.

Peter erzählt, daß allein über sechshundert Deutsche abfahren. Wir finden gleich viele Bekannte. Alle sind aufgeregt und — wenn es auch keiner ausspricht, — niemand glaubt an ein gutes Ende dieser Fahrt.

„Villa kommt!"

Der angstvolle Schrei springt plötzlich auf. Ich sehe von meinem Fensterplatz aus einen Trupp Mexikaner den Bahnsteig betreten. Jemand ruft in das Abteil hinein, daß alle, die nicht mitfahren, den Zug zu verlassen haben. Ein kurzer Abschied von Peter. Ich drücke Dora fest die Hand. Wie mag ihr ums Herz sein.

„El General!"

Scheue Stimmen flüstern es. Gefolgt von einigen Männern betritt Franzisco Villa unseren Wagen. Er, sowie seine Begleiter unterscheiden sich von der übrigen Bevölkerung nur durch breite, um Hüften und Schultern geschlungene Patronengürtel.

Niemals werde ich den Raubtierblick vergessen, mit dem der Eintretende die Reihen der Insassen

überfliegt. Lauernd — grausam — hämisch — durchbohrend.

Wie erstarrt duckt sich alles unter seinem Blick. Ein spöttisches Lachen zieht seine wulstigen Lippen in die Höhe, während er schweigend auf zwei Mexikaner deutet, die zwischen den Reisenden sitzen.

Sie werden hinausgestoßen und auf den Bahnsteig neben verschiedene andere Männer gestellt.

Eine Frau bricht ohnmächtig zusammen.

Pancho Villa geht weiter in den nächsten Wagen.

Wir sitzen wie gelähmt.

*

Dora hat recht, dieser Mann ist kein Nationalheld. Er hat keine Ideale, keine hohen Ziele. Er ist Bestie — nichts weiter.

Der Zug setzt sich in Bewegung. Draußen auf dem Bahnsteig knattern Pistolenschüsse.

Das Grauen sitzt uns im Nacken.

So verlassen wir Chihuahua.

*

Langsam kriecht der Zug durch die Hochebene. Die nur notdürftig zusammengesetzten Schienen erschweren das Vorwärtskommen. Alfred Lohmann, ein Deutscher mit grauem Schnurrbart und hellen,

blauen Augen, zieht eine Pistole nach der anderen aus dem Innenfutteral seines Rockes.

„Es ist nämlich anzunehmen,“ sagt er seelenruhig, „daß wir überfallen werden. Ich bitte alle guten Schützen, sich mit Pistolen zu versehen. Wer ist im Besitz einer Waffe?“

Es melden sich verschiedene Ausländer, die nun aus irgendeinem Versteck Pistolen hervorholen.

„Sie werden uns allerdings beim Zoll abgenommen werden,“ sagt Lohmann, „das heißt, wenn wir Juarez überhaupt erreichen. Es wundert mich, daß Villa uns nicht auf Waffenschmuggel untersucht hat. Meine Herren: Schußbereit! — Ein Überfall kann jeden Augenblick eintreten. Aber bitte, keine unnötige Aufregung.“

Diese Aufforderung wirkt nicht gerade beruhigend auf unsere Gemüter.

Frau Meyer, die vor uns sitzt, birgt unter ihrem Hut eine Pistole. Zwei weitere hat sie sich unter den Mantel geschnürt. Zwei ältere Damen halten Pistolen unter ihren Pelzkragen versteckt. Ein Italiener zieht eine kleine Waffe aus seinem Fernglasgehäuse hervor.

Ich gehe in den nächsten Wagen, um Anna Grote zu suchen. Überall werde ich von Bekannten angesprochen und aufgehalten. Alle befinden sich in derselben Angst und Aufregung.

„Der Lokomotivführer macht ein gutes Geschäft, wenn er uns sicher nach Juarez bringt," erzählt ein Amerikaner. „Wir haben ihm hundert Silberpesos zugesagt. Zwanzig hat er schon in der Tasche. Er fährt sehr vorsichtig, und sobald sich verdächtige Gestalten nähern, läßt er zweimal die Dampfpfeife ertönen."

„Sehr gut," stimmt Lohmann ein. „Es wäre vorteilhaft, wenn die Reisenden, die im Besitze einer Waffe sind, die Fensterplätze einnähmen."

Die beiden Männer richten eine regelrechte Verteidigungslinie ein, die sich durch sechs Wagen zieht. Das aufgeregte Durcheinander und Wechseln der Plätze verkürzt die Zeit. Ein junger deutscher Kaufmann hat ein Gewehr in verschiedene Teile zerlegt und sie einzeln unter der Weste um den Körper gebunden.

Ich habe Frau Grote gefunden. Sie sitzt in einer Gruppe Mexikaner eingekeilt, Rosi und Fred auf den Knien. Ich nehme ihr den Jungen ab und bitte sie, in unseren Wagen zu kommen.

„Ich habe alles verkauft," erzählt sie mit müder Stimme, als sie neben uns einen Platz gefunden hat. „Wir fahren nach Philadelphia zu einer Tante meines Mannes. Später möchte ich nach Deutschland zu meinen Eltern heimkehren."

Die Kinder werden ungeduldig. Ich setze sie alle um mich herum und fange an, Märchen zu erzählen, — alte, deutsche Volksmärchen. Immer mehr Kinder umringen mich, auch die Erwachsenen hören zu.

Stunde auf Stunde vergeht. Kein Angriff erfolgt. Man läßt uns wirklich ungefährdet fahren. Die Gesichtszüge entspannen sich.

Plötzlich hält der Zug ruckartig. Menschen fallen übereinander, Frauen kreischen, Männer fluchen. Einige steigen aus.

Von neuem brandet Aufregung durch die Reihen. Langes, atemloses Warten. Viele drängen zur Tür.

Lohmann kommt aus dem nächstliegenden Wagen. „Dank der Silberpesos sind wir einer Entgleisung entgangen. Der Lokomotivführer bemerkte rechtzeitig ein Hindernis auf den Schienen, das uns umgeworfen hätte. Bitte erhöhte Wachsamkeit, meine Herren."

Das laute Aufheulen der Dampfpfeife unterbricht ihn.

Draußen ertönt Schreien und Rufen, Pferdegetrampel — Gewehrschüsse . . . Das Lohmannsche Verteidigungswerk arbeitet großartig!

Eine Salve knattert durch die geöffneten Fenster. Einige Männer springen mit Pistolen in der Hand nach draußen. Über unsere Köpfe hinweg jagt eine Kugel oben in die Decke.

Das entsetzte Kreischen einiger Frauen wird von Lohmanns heller Stimme übertönt: „Kugeln sparen! — Ziel nehmen! — Nicht in die Luft knallen! —“

Draußen ein Wutgeschrei und davonjagende Pferdehufe . . .

„Acht Mann,“ sagt Lohmann, „acht Mann wagen es, einen Eisenbahnzug anzugreifen, der über tausend Reisende birgt. Allerhand Mut. Auf den Empfang waren sie nicht vorbereitet. — Was gibt es, Paulsen?“

„Der Heizer ist erschossen und drei Mann bei den Banditen. Sie haben alte Schienen und Bohlen auf das Geleise gelegt, um den Zug zum Stehen zu bringen oder eine Entgleisung herbeizuführen. Es geht sofort weiter.“

Lohmann reibt sich die Hände. „Achtung, meine Herren, wir sind noch nicht in Juarez — immer Achtung.“

Aus dem vorderen Wagen kommen einige Amerikaner. „Eine Frau hat einen Streifschuß am Arm, und verschiedene sind ohnmächtig. Ist Dr. Drabe nicht hier?“

„Im letzten Wagen!“ ruft Lohmann. Er steht wie ein Feldherr, der seine Truppen befehligt. Aber er hat Schneid, das muß man ihm lassen.

Der Zug setzt sich in Bewegung. Die erschossenen Banditen bleiben im Sande liegen. Den Heizer haben sie in den Gepäckwagen getragen.

Stunde um Stunde vergeht. Es ist erbärmlich kalt. Die Fenster müssen geschlossen werden; die Luft ist zum Ersticken.

Um siebeneinhalb Uhr morgens verließen wir Chihuahua; jetzt ist es Abend. Das elektrische Licht ist ausgeschaltet oder zerstört. Wir sitzen im Dunkeln. Einige haben Taschenlampen, die dann und wann aufleuchten.

„Zehn Uhr," sagt Lohmann. „Die Finsternis ist unsympathisch. Vorsicht mit dem Handgepäck," fügt er auf deutsch hinzu.

Ich muß lachen.

„Lachen Sie nicht, nachher fehlt Ihnen ein Bündel Bilimbiques."

Ein lautes Gelächter folgt seinen Worten.

In diesem Augenblick gibt es einen Stoß, der sämtliche Reisenden durcheinander wirft. Der ganze Wagen scheint zu schwanken. Die schlafende Hanna fliegt aus meinen Armen auf den Fußboden. Andere fallen darüber. Es ist ein entsetzliches Durcheinander. Die Lichtkreise einiger Taschenlampen geistern über zusammengeballte Menschen.

Der Zug steht. Wieder ist es Lohmanns Stimme, die das Chaos übertönt:

„Sitzen bleiben. Wir sind anscheinend entgleist. — Meine Herren — schußbereit! — Aber keine überflüssige Aufregung!"

Eine Stimme ruft draußen: „Plätze innehalten! Es ist keine Gefahr. Die Lokomotive und zwei Wagen sind von den Schienen herunter. Es wird einige Zeit dauern, bis wir weiterfahren können!"

„Na, also," sagt Lohmann. „Ich hab's ja gesagt. Nur Ruhe! Ich bin dafür, daß wir Posten aufstellen. Es ist nicht ausgeschlossen, daß diese Entgleisung künstlich herbeigeführt wurde."

Einige Herren verlassen den Wagen. Ich presse Doras Arm. „Herr Lohmann ist ein Original. Er beruhigt und beängstigt in einem Atemzuge."

Schimpfworte aller Nationen ertönen aus dem Dunkel.

Plötzlich flammt draußen rechts und links vom Zuge Feuer auf. Rote Lichter zucken über verstörte Gesichter. Unter gellendem Schreien wollen einige Personen aus dem Fenster springen. Eine Männerstimme ruft:

„Caramba, seid ihr wahnsinnig! Seht ihr nicht, daß sie Holzstöße anbrennen, um sehen zu können!"

Aber es dauert eine ganze Weile, bis die nervösen, aufgeregten Menschen sich beruhigt haben.

Dr. Drabe, eine Wachskerze in der Hand, hastet durch unseren Wagen.

Herr Paulsen, der uns gegenübersitzt, erhebt sich. „Wollen Sie mit nach draußen gehen, Fräulein Hauberg? Ich will mir das Schauspiel ansehen."

Ich springe sofort auf; es kribbelt mir schon lange in den Füßen. Wir tasten uns über Bündel und Handtaschen hinaus.

Ein phantastischer Anblick. Hohe Feuersäulen schießen zum dunklen Nachthimmel empor und übergießen die nächste Umgebung mit einer lodernden Helligkeit. Männer reißen Buschwerk und Sträucher aus dem Erdboden, um die Glut immer wieder von neuem anzufachen.

Herr Paulsen führt mich nach vorn.

„Sie versuchen, die Lokomotive wieder aufs Geleise zu bringen. Wir können von Glück sagen, daß sie nicht umgestürzt ist."

„Mir scheint es auch so ein Ding der Unmöglichkeit zu sein," sage ich erschrocken. Wir gehen langsam den Zug entlang.

Lohmanns helle Stimme klingt auf:

„Es fehlt noch ein Posten hinten links."

Ich ergreife Paulsens Arm: „Ich möchte meine Schwester nicht länger allein lassen."

Er führt mich nach unserem Wagen zurück.

Entsetzlich ist die Zeit des Wartens. Die Gefahr eines Überfalles scheint nicht mehr zu bestehen. Alles, was helfen kann, ist vorn an der Lokomotive beschäftigt.

Die Kinder sind eingeschlafen, Dora und ich sitzen stumm aneinander gelehnt, Hand in Hand. Es liegt

ein großes, wohltuendes Verstehen in unserem Schweigen.

„Hast du Juañita, Doktor Romeros Braut, gesehen?“ fragt Dora plötzlich, in ihren Augen steht ein Lächeln. Ich schüttele den Kopf.

„Sie sitzen im letzten Wagen; ich bin vorhin durch sämtliche Abteile gegangen, weil ich neugierig war, zu erfahren, wer alles mitgefahren ist. Juañita sitzt da also mit ihrer Schwester, die aber nicht ihre Schwester ist.“

„Wieso? Ist Carmen zurückgeblieben?“

„Ich will dir die Geschichte verständlich machen, so wie Juañita sie mir eben erzählt hat. Carmen lag schwer krank, mit einer doppelten Lungenentzündung. Doktor Romero wußte, daß gestern die Krisis eintreten mußte, und wollte, trotz der flehenden Bitten seiner Braut, die Kranke nicht verlassen. Du weißt, Doktor Romero ist Spanier, er hätte gestern die Stadt verlassen müssen. Aber er blieb, er wich nicht von dem Bett der Kranken.

Die beiden elternlosen Mädchen werden von einer alten Criada betreut. Diese einfachen Frauen aus dem Volke sind von einer rührenden Treue und Anhänglichkeit. Sie beschwor ebenfalls den Arzt, zu gehen, es gebe genug Verräter in der Stadt, die für wenig Geld oder aus Angst jeden Spanier angeben würden, der die Stadt nicht verlassen hat. Romero

erklärte, bei seiner Kranken ginge es auch auf Leben und Tod, er hätte als Arzt die Pflicht, die Krisis abzuwarten.

Da ging die Alte in die Cantine, bat um Eis und erzählte, daß ihre kranke Señorita nun ohne Hilfe wäre, weil man Doktor Romero fortgetrieben habe, den guten Doktor Romero, der allen Armen beigestanden habe.

Die Krisis verlief tödlich. Jetzt war es für den Arzt zu spät, die Flucht zu ergreifen. Der Zug hatte bereits die Stadt verlassen, und das Gebirge bot keinen Schutz vor den Räubern. Da trat die alte Maria in die Kammer. Sie stellte eine brennende Kerze für die Tote auf den Tisch.

‚Señor,' sagte die Alte, ‚was wollt Ihr tun?'

‚Sofort das Haus verlassen, denn wer einen Spanier verbirgt, ist selbst dem Tode verfallen.'

Über das verwitterte Greisinnengesicht der Mexikanerin ging ein fast hoheitsvolles Lächeln.

‚Hört mich an, Señor, ich weiß einen Weg, Euch und Juañita zu retten. Ihr werdet morgen zusammen den Zug benutzen, der abermals nach El Paso fährt. Er steht für jeden frei, der die Stadt verlassen will. Ihr werdet jetzt die Kleider der toten Carmen, Gott schütze ihre Seele, anlegen, und ich will die Leiche verbergen, bis der Zug über die Grenze ist.'

Doktor Romero erkannte, daß dieses tollkühne Unternehmen den einzigen Weg zur Rettung bot. Es war auch keine Zeit mehr zum Überlegen. Sie hatten kaum die Tote verborgen und ihre Vorbereitungen getroffen, da dröhnten bereits Gewehrkolben gegen die Tür. Maria öffnete.

‚Hast du den Hund von Spanier unter deine Bettdecke kriechen lassen, Alte? Platz da, und wehe dir und ihm, wenn wir ihn finden.'

Juañita saß neben ihrer Schwester, sie erhob sich und trat den Männern entgegen. Sie sah unter ihnen den Nachbarn, der zum Verräter wurde.

‚Doktor Romero ist nicht mehr hier, Señores, aber meine Schwester bedarf dringend eines Arztes.'

Sie deutete auf die Kranke, die auf einem Armstuhl saß. Zwei schwere, schwarze Flechten hingen ihr über die Schulter hinunter, sonst war Kopf und Körper fast ganz in Decken gehüllt.

Die Männer lachten roh und stießen gemeine Witze hervor. Einer schlug mit der Reitpeitsche auf die Bettdecke, riß sie zurück, stieß mit dem Fuß unters Bett und folgte lärmend den anderen, die unter Fluchen und Grölen das Haus durchsuchten. Es hätte sich keiner vor ihnen verbergen können. Die frisch aufgeworfene Erde unten im Coral aber war mit Brettern zugedeckt.

Krachend flog die Haustür ins Schloß.

Heute Morgen brachte ein Verwandter der Alten die beiden Señoritas in einer Kutsche zur Bahn. Weinend stand Maria neben dem Zug und wünschte immer wieder der Kranken baldige Genesung. Ein junger Mexikaner gab auf Bitten der Alten der Leidenden seinen Eckplatz, während sich Juañita auf ihre Handtasche hinhockte. Der Kopf der Kranken war noch unter dem Schal mit Tüchern umwickelt. Als eine Bekannte sich herandrängte und wohlwollend nach dem Befinden der kranken Carmen fragte, zog Juañita das Kopftuch der Schwester zusammen, und meinte traurig: ‚Die Augen schmerzen ihr so sehr, sie möchte am liebsten im Dunkeln sitzen.‘

Das muß jeder begreifen. Bis jetzt ist auch alles gut gegangen, und sie sehnen den Augenblick herbei, die amerikanische Grenze zu erreichen. Was sagst du zu dieser romantischen Geschichte, Elke?“

„Fabelhaft! Ich hätte Juañita niemals so viel Mut zugetraut. Aber war es nicht leichtsinnig von ihr, dir dieses gefährliche Geheimnis anzuvertrauen?“

„Die beiden saßen ganz allein im Wagen; die Reisenden waren alle draußen bei der Unglücksstätte, übrigens war es Doktor Romero selbst, der sich zu erkennen gab. Der Hunger quälte ihn, er wollte den Augenblick des Alleinseins schnell ausnützen und einen kräftigen Imbiß nehmen, den man der Kranken niemals zugetraut hätte.“

Einige Amerikaner betreten den Wagen. Dora legt den Finger auf ihre Lippen. Wir nicken uns zu, Lachen steht in unseren Augen.

Der Wagen füllt sich langsam wieder mit Reisenden, — und dann geht es wirklich weiter. Die brennenden Feuerstöße leuchten wie Fackeln hinter uns her.

Noch einmal gellt die Dampfpfeife. Gewehrschüsse durchreißen die Dunkelheit der Nacht. Dann wieder Stille. — Der Zug fährt mit größerer Geschwindigkeit.

In das dumpfe Schweigen der vielen Menschen erklingt plötzlich die ruhige, tiefe Stimme der Leiterin der deutschen Schule in Chihuahua.

„Wenn die Spanier sicher angekommen sind, werden wir es auch schaffen."

Diese wenigen, auf spanisch gesprochenen Worte wirken wie eine Erlösung. Wir werden es schaffen!

Eine Taschenlampe leuchtet auf.

„Ein Uhr nachts vorbei. Wir müssen bald in Juarez sein."

Eine Stimme ruft: „Sind das nicht Lichter, da vorne?"

„Juarez!"

Der Zug fährt langsamer. Reiter sprengen uns entgegen. Ein Fragen und Antworten. Es steht der

Einfahrt nichts entgegen, die Stadt ist von Carranzistas, den Gegnern Villas, besetzt.

Wir suchen im Dunkeln unsere Habseligkeiten zusammen.

Der Bahnhof ist nur spärlich erleuchtet. Hans Paulsen, der Frau Grote und uns beim Aussteigen behilflich war, bittet uns, zu warten; er will sich nach einer Kutsche umsehen.

Es ist ein trauriger Zug Menschen, der an uns vorbeiströmt. Müde Gleichgültigkeit, Grauen und Elend kennzeichnen die Gesichter der Mexikaner. Nervöse Spannung, Furcht oder Empörung zeigen die Mienen der Ausländer. „Es gibt keine Kutschen," ruft uns Paulsen zu. „Herr Lohmann telefoniert nach El Paso, daß man uns Kraftwagen herüberschickt!"

Dora seufzt: „Das kann lange dauern."

Es ist bitterkalt. Der Wind fegt über den Bahnsteig. Die Kinder weinen vor Kälte und Müdigkeit. Wir suchen uns draußen vor dem Bahnhof eine geschützte Ecke. Das Bahnhofsgebäude ist von Soldaten besetzt.

Die Lichter mehrerer Automobile blitzen auf der dunklen Straße auf. Ein Knäuel von Menschen stürzt sich ihnen entgegen. Wir werden gestoßen, geschoben. Rücksichtslos verlangt jeder sein Recht.

„Zuerst die Frauen mit Kindern," erklingt Lohmanns helle Stimme.

Hans Paulsen nimmt mir Hanna vom Arm und reicht sie in den Wagen hinein. — Die Tür wird zugeschlagen. Besetzt.

„Keine Aufregung," höre ich wieder Lohmanns Stimme, „ich habe neue Wagen bestellt." Er scheint überall zu sein und an alles zu denken.

Viele machen sich zu Fuß auf den Weg. Ich hocke mich zitternd vor Frost auf unsere Handtaschen.

Mir ist jämmerlich zu Mute.

Hans Paulsen steht neben mir. „Passen Sie auf, Fräulein Hauberg, ich bringe Sie in den ersten Wagen, der kommt."

Aber es vergeht eine lange Zeit, bis wieder Lichter vor uns aufflammen. Ebenso rücksichtslos wie die anderen es machen, drängen wir uns einem Auto entgegen. Hände reißen mich hinein. Ich sinke auf den Schoß eines Menschen und bleibe eingekeilt sitzen. Handkoffer türmen sich zwischen uns auf.

Abfahrt!

Auf der diesseitigen Zollgrenze müssen wir halten. Eine Schlange von Kraftwagen steht vor uns. Berittene Soldaten halten rechts und links.

Ein Amerikaner ruft in unseren Wagen hinein:

„Sie lassen uns nicht durch. Wir müssen erst die Erlaubnis vom General Nafrete einholen. Aber er läßt sich nicht im Schlafe stören. Vielleicht stehen wir hier bis Tagesanbruch. Quien sabe!“

Es dämmert allmählich, als unser Wagen sich endlich in Bewegung setzt. Gleich darauf halten wir vor dem Zollgebäude. Ein Mann reißt die Tür auf und winkt lässig mit der Hand. „Esta bien. Ante!“ (Es ist in Ordnung. Vorwärts.)

Ebenso ergeht es uns auf der amerikanischen Seite.

Der Lichtschein unserer Laternen tanzt über die dunklen Wasser des Rio Grande. Wir sind über die Grenze!

„Sie haben uns tatsächlich mit all den Waffen durchgelassen,“ sagt neben mir eine frohlockende Stimme. Es ist der junge Deutsche, der sich die Gewehrteile um die Brust gebunden hat.

Mir ist alles gleich. Wenn ich nur erst wüßte, wo ich Dora und die Kinder wiederfinde. Mein Denkvermögen scheint zu erlahmen. Ich habe das Gefühl, eine Marionette zu sein, die sich willenlos führen läßt.

Wir halten vor dem sechsten Hotel. Alles ist überfüllt; man läßt uns gar nicht erst aussteigen.

Hotel Orndorf, ein stattliches Gebäude, nimmt uns endlich auf. Wir taumeln aus dem Wagen. Wenige

Zimmer, die noch frei waren, sind sofort vergeben. Ich bin nicht imstande, mich vorzudrängen.

Alles besetzt! Da höre ich eine helle Stimme, die mich sprunghaft aus meinem Dämmerzustand herausreißt.

„Seien Sie kein Narr, Mann, wir brauchen noch vier Zimmer. Sie werden es auch ohne Aufregung einrichten können!"

Lohmann. Wie ein Feldherr steht er in einer Gruppe Neuangekommener. Ich umklammere seinen Arm.

„Ich wurde von meiner Schwester getrennt, Herr Lohmann, und bekomme hier keinen Platz."

Er sieht mich prüfend an. „Ihre Frau Schwester ist hier. Ich habe sie zusammen mit Frau Grote gesehen. Ich sorge dafür, daß alle untergebracht werden. Es ist das dritte Mal, daß ich hier bin. Warten Sie einen Augenblick."

Er nimmt seelenruhig dem Manager, der vollkommen den Kopf verloren hat, das Buch aus der Hand. „Hier, 518, zwei Damen und vier Kinder, das müssen sie sein. — Boy, bringe die Dame nach 518."

Wir fahren im Aufzug hinauf. Der goldbetreßte Junge trägt mein Gepäck. Ich klopfe leise an die Tür.

„Wer ist da?“ fragt Doras Stimme. Zur gleichen Zeit öffnet sie die Tür.

Mit einem Freudenschrei umarmt sie mich.

Wir schlafen zu sieben Personen in zwei Betten.

*

Wir mußten zwei Tage im Hotel bleiben, bis wir eine kleine, bescheidene Wohnung in der Mesa Avenue fanden.

Die Stadt ist überfüllt mit Flüchtlingen. Aus allen Teilen Mexikos strömen sie El Paso zu, um von hier aus bei eintretender Ruhe zurückzufahren.

Wir warten jetzt voll Ungeduld auf das Eintreffen der übrigen Deutschen aus Chihuahua. Es ist noch keine Nachricht gekommen.

Heute Morgen besuchte ich Herrn und Frau Eggers im Hotel Linden. Ihre Freude, mich heil und gesund wiederzusehen, schien wirklich aufrichtig. Als ich Herrn Beck aufsuchte, überreichte er mir mit einem vielsagenden Lächeln zwei Briefe aus Houston.

Mein guter, treuer Kamerad, ich glaubte nicht, daß er mir nach meinem letzten Brief noch antworten würde. Nun möchte ich doch wissen, was er schreibt.

Ich setze mich auf eine Bank in den schattigen Anlagen und lese seine guten Worte . . .

„Haben Sie mich wirklich so klein und selbstsüchtig eingeschätzt, daß ich die Verbindung mit Ihnen nur aufrecht erhalten möchte, wenn ich daraus für mich einen persönlichen Vorteil ziehen könnte? Mein Wunsch ist Ihr Glück. Wenn Sie es nicht an meiner Seite finden können, wäre ich dankbar zu hören, daß ein anderer imstande ist, Sie glücklich zu machen.

Aber so wie ich Sie in den unvergeßlichen Tagen auf dem Dampfer kennen gelernt habe, glaube ich niemals, daß Sie sich an Mexiko binden werden. Vielleicht ist das die Hoffnung, die ich noch nicht verloren habe. Elke, es gibt nicht viele Frauen, die ihr Deutschtum so tief im Herzen tragen, wie Sie es tun. Bleiben Sie nicht im Chaos der mexikanischen Revolution! Gehen Sie zurück nach Deutschland!

Ich denke oft daran, daß Sie mir sagten, Sie hätten nicht die Absicht, in Mexiko zu bleiben, aber Sie möchten fremde Länder, fremde Völker kennen lernen. Ich befürchte, in Mexiko werden Sie keine Zeit finden, Land und Volk zu studieren, wohl aber einen Einblick in die niedrigsten Instinkte zügelloser Leidenschaften gewinnen. Ist das notwendig?"

Ich lasse den Brief in den Schoß sinken. Es steigt wie Unmut in mir auf.

Notwendig? Nein, aber es sollte einem starken Herzen nicht schaden, in alle Untiefen des Menschentums zu blicken. Warum kommen sie alle zu Dora und bitten um ein Trostwort? Weil sie die Not kennt, weil sie alle die menschenunwürdigen Grausamkeiten mit eigenen Augen gesehen hat. Ist ihre Seele darum selbst hart und gefühllos geworden? Nein, im Gegenteil. Sie hat nur das verloren, was manchen Frauen allzu schwer anhaftet. Übertriebene Rührseligkeit und sentimentales Selbstbedauern.

Ich glaube, ich bin nur hierher gekommen, um das Schlechte im Menschen kennen zu lernen, damit ich das Gute höher schätzen lerne.

Langsam öffne ich den zweiten Brief. Ist wirklich erst ein halbes Jahr vergangen, seit ich über die Weite des Ozeans fuhr und mit meinem langen Kameraden Plankton fischte? Wird er, der alle diese Ereignisse bruchweise nur aus den Zeitungen kennt, mich überhaupt verstehen können?

Vielleicht werde ich ihm einmal antworten, — vielleicht.

Aber ist es notwendig?

*

„Peter!"

Ich stehe in der Küche und richte das Mittagessen, da höre ich Doras Jubelschrei.

Peter ist da! Ich warte einen Augenblick, bis ich glaube, daß die erste Freude ausgekostet ist. Dann rufe ich die Kinder, die im Hof spielen, und eile mit ihnen ins Zimmer. Der Jubel und das Erzählen nimmt kein Ende.

Ich stehe abseits mit einer heißen, bebenden Frage im Herzen.

„Und nun vorwärts, Kinder," sagt Peter, er preßt seine Frau nochmals an sich, „in zwei Stunden geht unser Zug. Wir fahren sofort ab nach — ratet mal — wohin?"

„Wir fahren nach mein Deutschland," sprudelt Hanna hervor.

Wir müssen alle lachen. „Nein, wir fahren nach Kalifornien und erholen uns von den ausgestandenen Schrecken."

Das ist allerdings eine herrliche Überraschung. Peter sieht mich lächelnd an. „Fred Doland läßt dich grüßen. Wir haben ihn auf einer Tragbahre mitgebracht."

„Mein Gott!" ruft Dora entsetzt. „Der arme Mensch! Wo ist er jetzt?"

„Er ist sofort zu seiner Schwester weitergefahren. Ein Pfleger begleitet ihn. Es gab kein Halten; er hatte es sich so in den Kopf gesetzt."

„Und er hat dir sonst nichts — keinen Brief mitgegeben?" sage ich, während ich ein Zittern in den Knien verspüre.

„Nein. Ich soll dich nur grüßen. Er ist wohl nicht zum Schreiben gekommen. Es ging alles in einer großen Hetze.“

So wird es sein; er ist nicht zum Schreiben gekommen — — ich denke es ununterbrochen, denke es ganz automatisch, während ich das Mittagessen fertig mache, die Kinder anziehe und unsere Handkoffer packe.

Ich will nichts anderes denken. Er wird schon eines Tages Zeit haben, mir zu schreiben, und wenn er mir auch nur schreiben wird, daß er ja jetzt hier, — in den Staaten — —. Nein, nicht weiter denken. Die Hauptsache ist doch: er ist gerettet!

*

Nun sitzen wir wieder im Eisenbahnzuge, diesmal im behaglichen Pullmannwagen. Peter hat ein ganzes Abteil für uns gemietet, denn wir werden die Nacht durch fahren.

Wir erzählen die Erlebnisse unserer Flucht fröhlich, wie man über Schrecknisse spricht, die überwunden sind.

Peter berichtet von seinen letzten Erlebnissen in Chihuahua.

„Habt ihr von dem grauenhaften Schicksal der Maria de los Amparos gehört?“ fragt er plötzlich.

„Nein. Wie konnten wir? Hat sie ihren Vater nicht wieder?" fragt Dora hastig.

„Franzisco Villa führte das Mädchen morgens vor sein Haus und gab den Befehl, ihren Vater aus dem Gefängnis zu holen. Als die Tochter dem gebeugten Mann entgegeneilen wollte, umspannte Villa mit seiner linken Hand ihren Arm, zog mit der rechten seine Pistole heraus. ‚Ich habe dir gesagt, daß du deinen Vater wieder haben sollst, aber ich habe nicht gesagt, daß du ihn lebend bekommst!' Damit schoß er vor den Augen des Mädchens den Vater nieder."

Dora umklammert meinen Arm.

„Und was hat Maria . . . ?"

„Sie hat versucht, Villa die Waffe zu entreißen, vielleicht in der Absicht, den Mörder ihres Vaters zu erschießen. Er hat sie zur Seite geschleudert und ist lachend fortgegangen. Später hat sie sich in ihrem Hause erschossen."

*

Ich habe als Kind von einem Märchenland geträumt, in dem ewiger Frühling ist, Sonne, die niemals aufhört, zu scheinen, Blumen, zwischen deren überirdischer Schönheit farbenschillernde Schmetterlinge fliegen, alles Licht, Klarheit, Vollkommenheit.

Hier in Kalifornien scheint dieser Traum zur Wahrheit geworden zu sein.

Bin ich es selbst, die durch diese hochgewölbten Palmenwege schreitet? Um die grauen, unförmigen Stämme ranken sich blühende Kakteen, leuchtendrote Geranien und Schlinggewächse bis zur Fächerkrone empor.

Rasenflächen von einer gleichmäßigen Frische, die nur von Blumenbeeten unterbrochen wird, breiten sich rechts und links aus. Man möchte meinen, ein Maler hätte auf einer leuchtendgrünen Leinwand seine sämtlichen Farbentöpfe ausgeleert. Hier und dort stehen Gruppen von Bananenstauden. Die Fruchtdolden neigen sich tief hernieder. Breit sind die Wege, eingerahmt von hohen Magnolienbäumen mit Blüten von einer weißleuchtenden Zartheit, als wäre jede einzelne aus Wachs geformt. — Dazwischen stehen Ginsterbüsche, so hoch gewachsen, wie in Deutschland der Holunder. Sträucher und Blumen, die ich nie gesehen habe, blühen in den Vorgärten.

Und über alles spannt sich ein seidenweicher, blauer Himmel.

Ich gehe im leichten Sommerkleid, fühle mich wie verzaubert, und ich frage mich: Gibt es wirklich ein Land, das Mexiko heißt, in dem man nachts das Heulen der Wölfe hört, die auf dem Schlachtfelde nach Beute suchen?

Wir kamen gestern in Los Angeles an und fuhren gleich weiter bis Long Beach, einem Badeort am Stillen Ozean. Ganz dicht am Strand in der Magnolia Avenue hat Peter ein Häuschen gemietet. Es ist bis übers Dach hinaus mit leuchtendroten Blumen berankt. Hinten ist ein großer, schöner Garten.

Peter bat mich, ein Päckchen zur Residencestreet zu bringen. Er hat es einem Amerikaner versprochen, den Gruß sofort abzugeben.

Ich bin froh, endlich einmal allein mit meinen Gedanken zu sein.

Ich will nicht klagen, wenn Fred Doland wortlos aus meinem Leben verschwindet, ich möchte nur mit mir ins Reine kommen, ob ich mich geirrt habe, ob ich an Einbildungen leide, und ob es nichts, gar nichts gibt, an das man glauben kann.

Peter und Dora sprechen überhaupt nicht von Fred Doland. Sie haben ja auch bestimmt genug mit ihren eigenen Sorgen zu tun.

Dora war heute morgen in der Stadt. Sie brachte mir ein entzückendes Sommerkleid mit, und ich mußte es gleich anziehen. Wir sind ja ganz auf Winterkälte eingerichtet.

Ich gehe langsam durch einen Palmenweg. Sonne und Schatten werfen abwechselnd ihre Streifen über den Kies.

Nach vielem Herumfragen finde ich endlich die Residencestreet. Das Haus liegt in einem herrlichen Garten. Auf einer Rasenfläche steht eine Palme, um deren auffallend schlanken Stamm sich Kakteen gewunden haben. Unzählige, schneeweiße, halbgeschlossene Blüten der Königin der Nacht leuchten zwischen dem dunklen Grün der Palmenblätter.

Märchenland.

Das Haus und die wunderbare Gartenanlage deuten auf üppigen Wohlstand.

Ein alter Diener öffnet mir die Tür. Ich frage nach Mrs. Waterson und werde sofort in ein hübsches, sonniges Empfangszimmer geführt.

Wenige Augenblicke darauf eilt eine sehr hübsche und vornehm gekleidete Dame zu mir herein.

„My dear," ruft sie, „wir haben schon so lange gewartet!"

Was soll das heißen? — Ich glaube, ich mache ein sehr dummes Gesicht, während ich das Päckchen herausziehe.

Da lacht sie hell auf.

„Mrs. Waterson," beginne ich zögernd, aber sie unterbricht mich, wirft das Päckchen auf den Tisch und zieht meinen Arm durch den ihren.

„Kommen Sie — ich darf ja nichts verraten, aber ich meine, Sie werden sich sehr freuen!"

Ich folge ihr vollkommen verwirrt. Was bedeutet das alles? Sie sieht mich nur immer wieder lächelnd an. Wir gehen eine Treppe hinauf. Sie preßt mich noch einmal an sich.

„You dear — gehen Sie nur hinein."

Damit öffnet sie mir eine Tür und läßt mich eintreten.

„Fred!"

Er liegt auf einem Ruhebett. Seine Augen leuchten mir entgegen. Die Arme sind weit ausgebreitet.

„Meine kleine Señora!"

Da sinke ich neben ihm nieder und drücke meinen Kopf an seine Brust.

So spitzbübisch haben sie sich diese Überraschung ausgedacht. Henny Waterson ist seine Schwester, und er hat Peter gebeten, ebenfalls nach Long Beach zu fahren, mir aber nichts von seiner Anwesenheit zu erzählen. Dora hat auch geschwiegen. Sie hat mich in das hübsche Kleid gesteckt und mit keiner Miene verrraten, warum. Ich bin ganz sprachlos, alle meine törichten Gedanken über sein Schweigen sind im Nu vergessen. Das Päckchen, das ich herbringen mußte, ist nur eine leere Papierhülle. Man hat mich regelrecht hinters Licht geführt.

„Nun mußt du jeden Tag herkommen. Die Fahrt von Chihuahua nach El Paso hat der Heilung meiner Wunden sehr geschadet, aber jetzt wird es schnell

bergauf gehen. Du wirst staunen, welches Wunder deine Anwesenheit und das Klima hier ausüben."

Es klopft leise. Der Diener fährt einen Teetisch herein. Mrs. Waterson folgt ihm.

„Eine Stunde ließ ich euch allein, jetzt will ich auch mein Recht haben," sagt sie lachend.

Wir schieben den Teetisch dicht vor das Ruhebett und setzen uns rechts und links neben ihn in behaglich niedrige Sessel.

Jetzt glaube ich wirklich an Märchen und Wunder.

*

Wochen sind vergangen. Jeder Tag trug einen Strahlenkranz. Wenn nicht Doras und Peters Sorge um Haus und Geschäft, die ganze unglückliche Lage in Mexiko wäre, gäbe es keinen Schatten.

Henny Waterson ist seit zwei Jahren Witwe. Sie hat die Absicht, ihr herrliches Heim hier zu verkaufen, um nach San Francisco zu ziehen. Fred meinte, wenn es mir gefiele, wollte er es übernehmen, damit wir hier immer eine Stätte hätten, die wir aufsuchen könnten, wenn es in Mexiko zu toll hergeht. Aber ich meine, da genügte wohl ein kleines, sonniges Häuschen. Ich liebe nicht den aufdringlichen Prunk.

Er überhäuft mich mit Geschenken. Es verwirrt mich. Dora meint: „Laß das nur ruhig über dich ergehen. Fred Doland ist ein klarer, einfacher Mensch, der bald herausfinden wird, daß du kein Luxusweibchen bist.“

Seine Wunde ist verheilt. Nur das Auftreten verursacht ihm noch immer Schmerzen. Er geht langsam, auf meinen Arm gestützt, durch den herrlichen Garten, oder wir liegen in Langstühlen unter den Blüten der Magnolien oder unten am Strand und lassen uns von Sonne und Glück einspinnen.

*

„Du solltest mir etwas aus deiner Kindheit erzählen; ich weiß so wenig von dir,“ sagt Fred und blickt mich sinnend an.

Ich lasse den feinen weißen Sand durch meine Finger rieseln.

„Meine Jugend war hart und bitter, aber meine Kindheit wie ein Traumland.

Mein Vater ist Schleswig-Holsteiner. Er war der erste deutsche Exporteur, der das Kommissionsgeschäft von Hamburg aus nach Südamerika aufnahm und zur hohen Blüte entwickelte. Er hatte seine eigene Dampferlinie. Siebenmal fuhr er selbst

über den Ozean nach Brasilien und Argentinien und machte den gefahrvollen Ritt über die Cordillieren nach Chile. Inflation und Staatsbankerott in Südamerika zerstörten mit einem Schlage alles, was er aus eigener Kraft aufgebaut hatte.

Er siedelte nach seinem Gute in Schleswig-Holstein über, und dort erlebte ich meine Kindheit.

Ich war ein verträumtes Kind; ich sprach mit der Sonne und den Sternen, wie man mit guten Freunden plaudert, und erblickte in jedem Käfer, in jeder surrenden Mücke einen Kameraden.

Es gab immer zwei Welten für mich. Die eine war meine ureigenste, war mein Märchenreich, in das ich nur wenige hineinblicken ließ. Da sang und klang es in Laub und Gräsern und formte sich zu Melodien, die noch heute in mir tönen.

Die andere Welt war lustig und voller Lebensfreude. Kein Graben zu breit — kein Baum zu hoch — kein Pferd zu wild — ich saß auf ungesatteltem Rücken und kannte keine Gefahr.

Diese beiden Welten sind noch heute in mir."

Fred Doland liegt, die Hände unter dem Kopf verschlungen.

Ich beuge mich über ihn. Er zieht mich zu sich hernieder.

„Meine kleine Señora, ich befürchte, deine Märchenwelt wird in Mexiko untergehen."

„Nein, Fred, denn jetzt erst hat sie Inhalt und Tiefe bekommen, durch unsere Liebe.“

*

„Woran denkst du, Elke?“

Mein Blick, der auf den üppigen Anlagen vor uns ruhte, kehrt zu ihm zurück.

„Ich denke,“ antworte ich, „daß diese ganze Pracht hier um uns herum auf die Dauer ermüdend wirken muß. Vielleicht, weil es zu sehr wie Kunst anmutet. Es fehlt der Landschaft die Anmut der freien, ungezwungenen Natur. Es sind alles Anlagen — ausgewählte Farbenzusammensetzungen. Wir gehen stundenlang durch herrliche Palmenwälder, alle Bäume gleich üppig, fehlerfrei, vollendet. Ach, Lieber, das alles kann mir so wenig geben. Ich empfinde keine Naturverbundenheit wie daheim bei uns, zum Beispiel in meinem Buchenwald, aus dem es im Frühling wie ein tausendfaches Wunder hervorbricht.“

„Versuche es einmal, fremde Landschaften anzusehen, ohne sofort einen Vergleich aufzustellen,“ sagt er lächelnd. „Daß du mit allen Wurzeln in deinem Heimatboden verwachsen bist, weiß ich lange. Aber, Elke, wenn du bedenkst, daß dieses Land früher eine öde Fläche war, wirst du es mit anderen Augen betrachten. Du hast recht, was du siehst, ist

Kunst, aber sie ist aus Fleiß und Willenskraft entstanden. Künstliche Bewässerungswerke durchziehen das ganze Land. Wo jetzt blühende Orangenhaine stehen, dorrten früher Kakteen. Millionen Menschen leben heute von kalifornischen Früchten.

Kalifornien ist eine Schatzkammer. Das feuchtwarme, ewig gleichbleibende Klima und die durch die Gebirgsketten der Sierra Newada geschützte Lage setzten dem Wachstum der Pflanzen keine Grenzen. Aber was es an Schönheit birgt, verdankt es außer den Bodenschätzen an Kupfer, Gold, Quecksilber und Petroleum der Geschäftstüchtigkeit der Amerikaner. Darum sind sie sehr stolz auf dieses Land.

Wir wollen in den nächsten Tagen einen Ausflug ins Gebirge nach Pasadena machen. Ich glaube, du wirst fühlen, daß die Natur hier auch Wunder birgt und Wunder hervorbringt."

„So habe ich es gar nicht gemeint," sage ich leise. „Ich wollte dir nicht weh tun, Fred."

Er zieht mich an sich. „Ich möchte dich nicht anders haben, als du bist, weil alles klar und unverfälscht in dir ist. Vielleicht, wenn ich einmal mit dir zusammen durch deinen Buchenwald gegangen bin, werde ich verstehen, warum du hier ewig Heimweh haben wirst."

„Fred!"

„Still, Elke, ich weiß es. Das hat gar nichts mit dir und mir, mit unserem Glück und unserer Liebe zu tun. Ich habe einen sehr schönen Gedanken. Sobald Pancho Villa den Staat Chihuahua verlassen hat, fahre ich zurück, um zu sehen, in welchem Zustand sich meine Minen befinden. Entweder schließe ich alles oder setze eine erprobte Kraft ein. Ich selbst aber komme wieder, hole meine kleine Señora, und wir machen unsere Hochzeitsreise nach Deutschland."

Ich schließe die Augen, so überwältigt mich der Gedanke.

*

Einige Tage später sitzen wir in einem schnittigen Motorboot. Tiefblau und ruhig ist das Meer. Viele Segeljachten sind von San Petro herübergekommen. Wie große, weiße Vögel ziehen sie am Horizont entlang.

Long Beach liegt weit hinter uns. Vor uns taucht eine Insel auf. Wir nähern uns der Küste mit ihren hohen Gebirgsketten und sanft abfallenden grünen Hängen. Flache, weiße Häuser scheinen aus dem Gestein herauszuwachsen, so fest drücken sie sich an die Bergwand. Unten am Strand sind Zelte aufgeschlagen. Die Landungsbrücken laufen weit ins

Wasser hinaus. Wir legen an und steigen sofort auf einen Dampfer, der gerade abfahren will.

Vor uns liegt Santa Catalina Island.

Der Dampfer trägt in der Mitte eine große Glasplatte, durch die man in das Wasser hinunterblicken kann, das so klar wie Bergkristall ist. Man schaut bis auf den Meeresboden hinab. Fische schwimmen einzeln und in Schwärmen unter uns entlang. Zwischen Muscheln und Seepflanzen schießen unzählige Lebewesen auf und nieder. Je weiter wir hinausfahren, um so geheimnisvoller und reicher wird der Meeresgrund.

Lichter blitzen unter dem Dampfer auf und leuchten in die Tiefe. Rote, blaue und grüne Strahlenbündel hüllen die Welt da unten in leuchtende Farben.

Ich freue mich über jedes neue Lebewesen, das unter uns auftaucht.

Unweit der Küste springen nackte Jungen ins Wasser und tauchen nach Geldstücken, die ihnen hineingeworfen werden. Wenn sie unter Wasser schwimmen, sehen sie aus wie große Frösche.

„Hier werden auch Perlen gefischt," erklärt Fred.

Wir steigen an Land und schließen uns der großen Schar der Besucher an, die, gleich uns, einige Stunden auf Catalina Island zubringen wollen.

*

Fred wollte die Fahrt nach Pasadena mit mir allein machen. Ich habe es durchgesetzt, daß Peter und Dora uns begleiten. Die Kinder sind bei Henny Waterson.

Es ist noch früh am Morgen, die ersten Sonnenstrahlen durchbrechen den grauen Dunst, der das Gebirge einhüllt.

Wir haben das Städtchen Rivera hinter uns. Ein Bild leuchtender Schönheit entrollt sich vor unseren Augen. In endlosen Reihen breiten sich rechts und links Orangenhaine aus. Goldgelbe Früchte leuchten in überreicher Fülle aus dem dunklen Grün. Männer und Frauen sammeln die am Boden liegenden Orangen in Körbe, während die gepflückten Früchte in Kisten verpackt werden. Im Hintergrund liegen im blauen Nebeldunst die Bergketten.

Fred schaut mich lächelnd an. „Ist es schön Elke?"

„Ja, Lieber, sehr schön."

Wir fahren abwechselnd durch Orangenfelder und Olivenhaine. Das Land wird hügelreicher. Rebstöcke stehen in schnurgeraden Linien. Daneben ziehen sich Weizenfelder, endlose Gemüseanlagen und weite Strecken blühender Pfirsichbäume hin.

Fünf Maulesel ziehen einen Pflug durch Neuland. Ein Mann fegt mit einer Walze die zu Hunderten auf dem Boden liegenden Orangen und Zitronen in Haufen zusammen.

Jetzt fahren wir an endlosen Tomatenfeldern entlang. Eine Eisenbahn fährt hindurch. Wagenweise werden die Früchte versandt.

Welch ein Reichtum! Aber es steht alles unter dem Zeichen des geschäftstüchtigen Unternehmers.

„Drüben seht ihr die schneegekrönte Spitze vom „Old Baldy," erklärt Fred. „Er ist einer der höchsten Gipfel in der Sierra Madre Range. Der Schnee auf seiner Kuppe schmilzt nie."

„Wundervoll," ruft Dora begeistert. „Die schneebedeckten Berge und hier unten die goldgelben Orangenhaine!"

Wir fahren durch eine schnurgerade Straße, die von prächtigen Dattelpalmen begrenzt ist, und dann liegt vor uns ein Landstrich, auf dem nur Kakteen und Agaven stehen.

Fred Doland deutet mit der Hand hinaus. „Siehst du, Elke, hier sind noch keine künstlichen Wasseranlagen. So waren viele Landstriche, als die Amerikaner 1848 Kalifornien von Mexiko übernahmen. Du siehst, daß es ohne künstliche Hilfe in diesem Lande nicht geht, aber sie trägt wunderbare Blüten. Wir wollen auch nach Altadena hinausfahren. Es liegt ungefähr sechs Meilen von Pasadena entfernt. Tausende von Äckern tragen nichts anderes als Dahlien. Es ist sehenswert. Eine Drahtseilbahn führt dort sechstausend Meter über drei Berge hinweg."

„Ich möchte gern den Sequcia Nationalpark besuchen,“ meint Peter, „man erzählt viel von den vorgeschichtlichen Bäumen, die dort stehen.“

„The big trees,“ lacht Fred. „Ja, das müßt ihr sehen. Ich glaube, es gibt heute noch dreitausend dieser titanischen Waldriesen, in deren ausgehöhlten Stämmen eine ganze Familie behaglich wohnen kann. Aber jetzt Augen auf! Das Tal von San Gabriel!“

Wir sind überwältigt von der Schönheit und dem Farbenreichtum, der sich vor uns ausbreitet.

Ein weites Tal, leuchtend von Früchten und blühenden Bäumen, liegt wie ein reiches Geschenk des Himmels zwischen schneebedeckten Gebirgsketten hingebettet. In der Ferne schimmern die hellen Dächer und Mauern von Pasadena . . .

*

Peter hat die Absicht, nach El Paso zu fahren. Wir hörten, daß Pancho Villa über Santa Rosalia und Jimenez nach Zacatecas gezogen ist. Die Stadt Juarez ist in seinen Händen. Es soll aber in Chihuahua alles ruhig sein. Wenn das wirklich der Fall ist, wollen wir zurückfahren.

Ich liege im Garten in der Hängematte.

Kolibris schwirren über Blumenkelche. Der Wind, der vom Meere herüberweht, trägt einen frischen Geruch von Seetang durch die Luft.

Fred Doland kommt mit den beiden Kindern durch die Gartentür. Er setzt sich zu mir.

„Ich fahre heute abend mit Peter nach El Paso. Wenn sich alles so verhält, wie man uns erzählt, werde ich sofort meine Minen aufsuchen und dort Ordnung schaffen.“

„Fred!“

„Warum so verstört, Elke? Ich erspare dir die Reise nach Chihuahua. Du fährst mit deinen Geschwistern bis El Paso; ich komme so schnell wie möglich zurück, und wir feiern dort Hochzeit. Sind das nicht herrliche Aussichten?“

„Aber ist es denn sicher? Gehst du nicht großen Gefahren entgegen?“

„Nicht weniger als ihr, wenn ihr nach Chihuahua fahrt. Seit wann hat meine kleine Señora Angst?“

„Seit sie um dich bangen muß,“ sage ich leise.

Seine Stimme ist hart und bestimmt: „Das mußt du dir abgewöhnen, sonst gehst du in Mexiko zugrunde! Es liegt auch gar keine Veranlassung vor, sich zu ängstigen. Pancho Villa zieht gen Süden, um die Hauptstadt einzunehmen. Ich möchte diese günstige Gelegenheit ausnützen.“

Ich höre es, von einer beklemmenden Angst erfüllt.

*

Henny Waterson hat uns eingeladen, bei ihr zu wohnen, bis wir nach El Paso fahren. Sollte Fred alles so ordnen können, wie er es geplant hat, fährt sie gleich mit uns zurück, um unserer Hochzeit beizuwohnen.

Fred Doland ist schon am nächsten Tage mit verschiedenen Minenbesitzern von El Paso aus abgefahren. Peter wollte sich ihm erst anschließen, hat aber noch allerlei in den Staaten zu ordnen.

Heute sind es schon acht Tage, seit Fred fort ist. Ich suche alle Wege auf, die ich mit ihm gegangen bin. Henny Waterson ist in der Frühe nach Los Angeles gefahren. Ich habe mit den Kindern gebadet, wir kommen müde vom Strand zurück.

Dora sitzt in der Veranda. Ihre Augen sind rot, als ob sie geweint hätte.

Sie übergibt dem Mädchen die Kinder mit der Bitte, sie ins Bett zu bringen. Ein lähmendes Angstgefühl steigt in mir auf.

„Was ist geschehen?"

Sie zieht einen Brief hervor.

„Ist Peter etwas zugestoßen?"

„Nein," sagt sie, Tränen laufen über ihr Gesicht.

„Fred?!"

„Arme Kleine, du mußt es ertragen können."

Sie schlingt beide Arme um meinen Hals, drückt mich an sich.

„Ist er tot?“

„Ja.“

Tot — Fred Doland tot? —

Dora führt mich nach einem Sessel.

„Der Zug wurde von Banditen überfallen und geplündert. Sämtliche Reisende sind ermordet.“

„Ermordet,“ wiederhole ich tonlos. Ein schwarzer Schleier legt sich über meine Augen.

Dora gibt mir einen Schluck Wasser zu trinken. Sie spricht viele liebe, gute Worte; ich höre sie, aber sie gehen über mich hinweg wie ein Nebel. Erst, nachdem sie mich ins Bett gebracht hat, und ich meinen Kopf in die Kissen pressen kann, bin ich imstande, alles zu erfassen.

Nein, — es ist unmöglich! Tot, — im Sande verscharrt —.

Dora tritt an mein Bett; sie reicht mir ein Glas Wein, sieht mich ängstlich an.

Ich will nichts — gar nichts —.

Fred Doland ist tot.

*

Es ist gut, daß wir ganz plötzlich Long Beach verlassen mußten. Am Abend kam noch ein Telegramm, daß Peter uns mit dem ersten Morgenzug

in El Paso erwartete. Es ging alles in großer Hetze. Dora hinterließ einige Worte an Mrs. Waterson, die erst mittags zurückkommen wollte. Ich wäre nicht imstande gewesen, ihr das Entsetzliche mitzuteilen.

Jetzt ist die Lage doch anders als wir annahmen. Der letzte Zug nach Chihuahua ist entgleist. Es bleibt nur die Möglichkeit, mit der Gebirgsbahn über Madeira zu fahren.

Peter hat sich entschlossen, die Reise mit uns zu unternehmen. Morgen früh um sieben Uhr fahren wir ab.

*

Wir sind die einzigen Ausländer, die im Zuge nach Madeira sitzen. Alle anderen Reisenden sind zerlumpte, elende Menschen, die ihre Bündel mit Habseligkeiten an sich drücken und stumpfsinnig vor sich hinstarren, — Mexikaner, die zurückkehren, weil sie nichts mehr zu verlieren haben als ihr Leben, und dieses Leben in ihrem Heimatort beschließen möchten.

Mein Blick geht weit über die Berge fort. Da hinten, irgendwo in der Steppe, ist ein Ort, da liegt zwischen Kakteen und Stechpalmen im Sande verscharrt . . .

Dora legt den Arm um mich.

Ich habe sie gebeten, keinem zu erzählen, wie nahe mir der Tote gestanden hat. Ich will kein Mitleid!

Eine Serpentinbahn führt uns immer höher ins Gebirge hinauf. Steile Felswände, Sturzbäche, uralte, verwitterte Baumriesen, ein Bild wilder Romantik! Endlos ist der Tag.

Es ist neun Uhr abends. Wir sehen die Lichter von Madeira vor uns.

Der Zug hält.

Schreien und Rufen draußen.

Warum fahren wir nicht weiter?

Auf den Reisenden lastet eine müde Gleichgültigkeit. Ein Mann kommt herein und bedeutet uns, auszusteigen, Madeira ist von Banditen besetzt, wir haben keine Einfahrt.

Wir packen unser Handgepäck zusammen und stehen ratlos mitten in der Wildnis.

Ein Trupp Reiter sprengt heran. Peter bittet um Auskunft, wo wir mit den Kindern unterkommen können. Sie umkreisen uns schweigend. Ein junger Mensch in verwitterter Lederjacke und brauner Khakihose springt vom Pferde. Laster, Grausamkeit und körperliche Entbehrungen haben sein Gesicht zerrissen. Er stellt sich breitbeinig vor uns hin, seine Hand spielt mit der Pistole an seinem Gürtel.

„Señor,“ sagt Dora und tritt ihm ohne Furcht entgegen, „wir sind Deutsche und kommen aus El Paso. Ich glaube, Sie haben die Macht, uns zu helfen. Darf ich um ihren liebenswürdigen Beistand bitten, uns ein Nachtlager zu besorgen.“

Der Gesichtsausdruck des jungen Burschen, der anscheinend einen Offiziersrang einnimmt, verändert sich auffallend. Er lächelt geschmeichelt.

„Señora, verfügen Sie über alles, was ich besitze. In Madeira ist jedes Haus von Soldaten besetzt. Ich stelle Ihnen mein Zimmer im Hotel Palacio zur Verfügung.“ Mit einem geschmeidigen Sprung sitzt er wieder im Sattel.

„Es sind Deutsche,“ wendet er sich an die übrigen Reiter und gibt einige Befehle.

Kurze Zeit darauf ist eine Kutsche da, die uns in die Stadt hineinfährt.

Vor den Häusern, auf Plätzen und Straßen torkeln Soldaten betrunken, singend oder fluchend umher.

„Sie scheinen sich alle im Pulquerausch zu befinden,“ meint Peter. „Ein tolles Getränk, das aus dem Saft der Agave gewonnen wird. Ich las kürzlich darüber. Das Trinken von Pulque war in alter Zeit eine religiöse Handlung, die von der Göttin Mayauel eingeführt wurde. Wer mehr als vier Becher trank, entweihte die Gabe; er verfiel in einen Rausch und erregte den Zorn der Göttin. Daher war es

nur Männern über siebzig Jahren gestattet, Pulque zu trinken. Die Göttin Mayauel lebt nicht mehr, aber der Agavensaft brennt im Blute der Mexikaner."

Vor dem Hotel steht der junge Mensch und verhandelt mit einem verwegen aussehenden Burschen.

„Mein Freund stellt ebenfalls sein Bett zur Verfügung," wendet er sich an Dora und bedeutet uns, ihnen zu folgen.

Mit den Kindern auf den Armen steigen wir über schlafende Männer hinweg, die dicht aneinandergeballt überall auf dem nackten Fußboden liegen.

Am Ende eines langen Flures, neben einem wüsten Durcheinander von Sätteln und Gewehren öffnet der Mexikaner eine Tür. Wir treten in einen kleinen Raum, der notdürftig mit zwei Betten eingerichtet ist. Glücklicherweise brennt das elektrische Licht. Mit vielen wohlklingenden Worten versichert er, es wäre das einzige unbesetzte Zimmer in ganz Madeira, und er wünsche den Deutschen eine angenehme Nacht.

Dafür bestehen allerdings wenig Aussichten.

Dora und Peter legen sich auf das eine der Betten. Ich muß mich mit den beiden Kindern auf dem anderen einrichten.

Ich liege im Dunkeln mit wachen, brennenden Augen. Durch die dünne Holzwand hört man das Schnarchen der schlafenden Soldaten.

„Wenn der Zug nicht weiterfährt," meint Peter am nächsten Morgen, „bleibt wohl nichts anderes übrig, als mit einem Wagen weiterzukommen. Hier können wir nicht bleiben. Aber ob ein Gefährt aufzutreiben ist? Das beste ist, ich gehe gleich los, um mein Glück zu versuchen."

„Nicht ohne mich!" ruft Dora rasch. „Wir müssen sehen, daß wir den jungen Menschen erreichen, der uns hergebracht hat. Er wird uns helfen. Die Hauptsache ist, daß wir immer wieder betonen, Deutsche zu sein."

Ich bleibe mit den Kindern zurück. Hanna weint viel und mag nichts essen. Unser Mundvorrat ist überdies fast erschöpft.

Um neun Uhr geht die Reise weiter. Wir haben es tatsächlich dem jungen Burschen zu verdanken, daß uns ein Maultiergefährt zur Verfügung steht.

Unter dem aufhetzenden Zuruf der Soldaten und dem Geschrei und Gelächter zerlumpter Weiber schlagen die Maultiere einen gemütlichen Trab an.

„Wir fahren über Babicora. Dort wird man uns gastlich aufnehmen," beruhigt uns Peter. „Herr Hayes, der Verwalter, wird sich freuen, meine Familie kennen zu lernen. Ich war als junger Mensch häufig in Babicora. Es ist die größte Hacienda im Nordmexiko."

Aber die Reise geht nur langsam vor sich. Die Wege sind beschwerlich zu befahren. Oft sind sie durch Felsstücke versperrt. An manchen Stellen führen sie so steil hinab, daß wir den Wagen verlassen und nebenher gehen müssen. Endlose Gebirgsketten breiten sich zu beiden Seiten aus.

Wir sitzen unter dem grauen Plandach, das über den Wagen gespannt ist. Hanna liegt fiebernd im Schoß der Mutter.

*

Wir sind schon drei Tage in Babicora. Der Zustand der kleinen Kranken verbietet die Weiterreise.

Auch hier herrscht Chaos.

Hayes ist mit fünftausend Pferden ins Gebirge geflohen. Die Gebäude sind ausgeplündert, die Anlagen zerstört.

Im Dorf sitzen die untätigen Arbeiter vor ihren Lehmhütten, drehen sich Zigaretten aus Maisstroh und sonnen sich stundenlang, ohne ihre Lage zu verändern.

Peter ist heute morgen mit einem Indianer, der Felle nach Chihuahua bringen will, abgefahren. Die Sorge um sein Geschäft läßt ihm keine Ruhe.

„Ihr seid tapfer und hier gut aufgehoben," begründet er seinen plötzlichen Aufbruch. „Wenn ich

zurückkomme, wird Hanna hoffentlich die Reise machen können."

Dora und ich sitzen recht niedergeschlagen bei unserer Kranken.

„Siehst du," sagt sie, „so geht es den meisten Männern. Die Sorge um ihre Arbeit ist doch immer das Wichtigste. Die Familie kommt in zweiter Linie. Ach, Elke, wenn ich auch nicht jammere und klage, ich bin recht mutlos. Welch ein Glück für mich, daß du bei mir bist."

Diese Stunde bringt uns innerlich sehr nahe. Jede kennt das Leid der anderen. Wir versuchen, uns gegenseitig aufzurichten und ruhig zu bleiben.

*

Wir haben geglaubt, unsere kleine Hanna hier draußen in Babicora verlieren zu müssen. Das Kind war sehr krank. Heute endlich ist das Fieber gesunken. Wir wagen, wieder zu hoffen.

Ein alter Mexikaner stürzt in das Wohnzimmer. Seine Brust keucht, die Augen quellen aus den Höhlen, seine Glieder zucken, als hätte er die Herrschaft über sie verloren.

Er umklammert Doras Arm.

„Señora, verbergen Sie sich mit den Kleinen, die Banditen kommen, — Villistas! Drei unserer Leute

liegen erschossen im Coral. Den Maultiertreiber aus Madeira haben sie am Torweg aufgeknüpft, als er seine Tiere ins Gebirge treiben wollte. Oh, Dios mio, sie werden uns alle töten!"

Wir hören draußen in der Vorhalle ein Aufdröhnen von Pferdehufen. Gleich darauf stürzt José, ein Stalljunge, ins Zimmer. Er lacht mit weißen Zähnen.

„Ich habe den Miguel in deine Kammer gebracht, Fernando, sie sollen ihn nicht haben."

Der Alte zittert an allen Gliedern. „José, wenn sie ihn finden — sie werden mich töten!"

„Sie werden in deiner Kammer nicht nach Pferden suchen," sagt der hübsche Junge unbekümmert.

Draußen ist die Luft von einem wüsten Geschrei erfüllt. Männer, in zerlumpte Tücher gehüllt, mit zerschossenen Strohhüten auf den Köpfen, reißen unsere Maulesel aus dem Stall und treiben alles, was sie an alten Pferden und Eseln finden, zusammen. Futtersäcke werden aufgeladen und Schläuche mit Wasser gefüllt. Unter Trommelwirbel und Gewehrgeknatter verläßt ein Teil der Bande mit den Tieren den Hof.

Wir stehen schweigend mit hartklopfenden Pulsen und spähen, durch den Vorhang versteckt, zum Fenster hinaus.

Es ist noch früh am Morgen. Dora hatte gerade ihre langen Zöpfe gelöst, um ihr Haar zu bürsten.

Sie hat einen rotseidenen japanischen Kimono übergeworfen, den Fred Doland mir in Long Beach kaufte.

Fünf oder sechs Mann stürmen über die Holzveranda ins Haus hinein. Schießen — Fluchen.

„Gib das Pferd heraus, José. Sie suchen das Pferd," winselt der Alte. „Sie wissen, daß es da ist! Sie wissen es, sage ich dir — —."

„Sie sollen Miguel nicht haben. Señor Hayes hat ihn mir geschenkt, als ich den Puma erstach." Der Junge steht mit funkelnden Augen da.

„Ich werde es ihnen sagen — ich —," keuchte der Alte.

José packt ihn am Arm. „Ich stech dich nieder, wenn du den Miguel verrätst!"

„Du," heult der Alte auf. „Sie werden das Pferd in meiner Kammer finden und uns alle töten! Ich will nicht sterben, ich sag's ihnen! José, da kommen sie!" Er stürzt der Tür entgegen.

Im Nebenraum dröhnen Schritte. „Still," herrscht Dora den Alten an, und der gehorcht, wie unter einem Zwang.

Die Tür wird aufgestoßen. Mehrere Indianer mit vorgestreckten Gewehren drängen sich herein. Unser Anblick scheint sie zu überraschen. Sie stutzen.

Den Eintretenden gerade gegenüber sitzt Dora auf einem kleinen, vergoldeten Hocker. Über den

rotseidenen Kimono fällt das lange, gelöste Haar. Hanna, im weißen Nachthemd, ruht auf ihrem Schoß. Ein breiter Streifen Morgensonne dringt schräg durch die Fensterscheiben und wirft einen lichten Schein auf Mutter und Kind.

Ich stehe mit Gerda am Fenster. Das Kind klammert sich verschüchtert an meine Knie.

Wir blicken den Eintretenden entgegen.

Und da geschieht etwas ganz Unerwartetes, Seltsames. Der Anführer der Bande starrt mit weit aufgerissenen Augen auf Dora. Er reißt seinen großen Hut vom Kopfe, preßt ihn gegen seine Brust und murmelt mit versagender Stimme, während er das Zeichen des Kreuzes an Stirn und Brust macht: „Heilige Mutter von Guadalupe, nimm uns in deinen Schutz!"

Dann drängt er, rückwärtsgehend, die anderen Männer zur Tür hinaus. Wir hören sie über die Veranda stolpern und aus dem Coral jagen.

Aufschlagende Pferdehufe — dann ist alles still.

Ich eile an Doras Seite.

Da steht José vor uns. „Señora, ich weiß jetzt, was ich zu tun habe. Franzisco Villa braucht Soldaten. Ich werde den Männern auf Miguel nachreiten und mit ihnen ziehen."

„Sie werden dir das Pferd wegnehmen, und du mußt zu Fuß laufen," erwidere ich rasch.

„No, Señorita, sie werden es nicht tun, wenn ich ihnen verkünde, die heilige Mutter von Guadalupe schickt mich, um ihrer Truppe Glück und Sieg zu geben."

Ein spitzbübisches Lächeln geht über das hübsche Gesicht; wenig später hören wir die Hufe des Pferdes die Treppe hinunterpoltern.

Doras Augen schimmern feucht. „Wir sind gerettet, — durch die Einfalt der Männer."

„Sie haben die Madonna von Guadalupe in dir gesehen. Es ist beinahe unfaßbar."

„Nun haben sie unsere guten Mulas mitgenommen!" ruft Gerda, „und Miguel ist auch fort. Wie wollen wir jetzt nach Chihuahua kommen!"

Dora und ich blicken uns schweigend an.

*

Die Indianerin, die als einzige Kraft für Küche und Haus noch vorhanden war, ist spurlos verschwunden, mit ihr der alte Mexikaner.

Die Ställe stehen leer. Nur einige Hühner irren, Futter suchend, über den Coral.

Wir sind allein in Babicora! Abgeschnitten von der Welt! Ohne Schutz, ohne Waffen und ohne Lebensmittel. Unsere Lage ist zum Verzweifeln.

Solange die Sonne schien, war es noch zu ertragen. Gerda erfüllte mit ihrem fröhlichen Geplauder die leeren Zimmer. Jetzt zieht die Nacht herauf — und mit ihr das Grauen. —

Wir haben Fenster und Türen verschlossen und wissen doch, wie wenig das nützen kann.

Die Kinder schlafen. Wir haben uns Maisfladen geröstet und den Rest Frijoles gegessen, der noch auf dem Herde stand.

Nun sitzen wir schweigend nebeneinander, in der festen Absicht, nicht zu schlafen.

Ein lautes Klopfen dröhnt gegen die Veranda-tür. Wir fliegen beide hoch. Dora stellt sich in einer unwillkürlichen Bewegung mit ausgebreiteten Armen vor die schlafenden Kinder.

„Ich bin es, macht auf!"

Im Dämmerschein des Morgens steht Peter vor uns. Er sieht blaß und übernächtigt aus. Hinten im Coral hockt ein Indianer auf einem Eselgefährt.

„Ich habe mir bittere Vorwürfe gemacht, euch allein gelassen zu haben," stößt Peter hervor, nachdem er uns begrüßt hat.

„Dein Geschäft ging eben wieder einmal vor. Wahrscheinlich hatte es dich nicht so nötig wie wir," sagt Dora und versucht ein Lächeln.

Wir berichten von den schrecklichen Zuständen in Babicora. Peter drängt sofort zum Aufbruch.

Kurz darauf klappert der viersitzige Wagen aus dem Hof hinaus.

„Wir fahren drei Tage bis Chihuahua. Villistas habe ich nicht getroffen. Die Gegend hier unten scheint ruhig zu sein."

Wir sind ungefähr zwei Stunden unterwegs, da stehen die Esel plötzlich still. Kein Zuruf, kein Schlagen nützt.

Der alte Indianer steigt vom Bock herunter. Er redet auf die Tiere ein, reibt ihnen die Nüstern, legt seinen Mund an ihre Ohren, haucht hinein. Dann steigt er wieder auf den Wagen, wendet um und erklärt seelenruhig:

„Sie gehen nicht weiter. Sie wollen erst in den Stall und ausruhen."

Wir sehen uns an und müssen trotz der unangenehmen Lage laut lachen.

Im Zuckeltrab geht es nach Babicora zurück.

Der Indianer sucht die Ställe ab nach Futter, und wir kehren in der Speisekammer das Unterste nach oben, um Lebensmittel aufzutreiben. Der Mundvorrat, den Peter aus Chihuahua mitgebracht hat, ist bereits sehr zusammengeschmolzen. — —

Es ist vier Uhr morgens.

Wir fahren der aufsteigenden Sonne entgegen.

Wild zerklüftet, unberührt von der Kultur der Menschen, zieht sich der schmale Pfad durch das Gebirge.

Aus den dunklen Felsspalten brechen Blumen hervor, wie ein Lächeln aus einem verwitterten Gesicht, oben in den Lüften kreisen große Vögel mit breiten, weitausholenden Schwingen. Wir fahren über Grasflächen, auf denen wilde Rinderherden zusammenlaufen. Ein großer, schwarzer Bulle stürmt uns mit gesenktem Kopfe entgegen. Peter feuert eine Kugel auf ihn ab. Mit einem gewaltigen Satz springt er zur Seite und jagt mit heiserem Grollen zurück.

Je höher die Sonne steigt, desto unerträglicher wird die Hitze, denn der Wagen besitzt kein Dach. Wir brechen uns von einem alten Baumriesen Zweige ab, knoten zwei Mäntel aneinander und spannen sie darüber. Unsere größte Sorge gilt der Kranken, die noch immer matt und teilnahmslos in Doras Arm liegt.

Gegen Mittag ist unser Wasservorrat erschöpft. Die Kinder beginnen zu jammern. Es vergeht Stunde auf Stunde, bis wir tief unter uns eine Quelle erblicken.

Peter und ich rutschen den Abhang hinunter, füllen unsere Wasserschläuche und klettern über Klippen und Geröll wieder in die Höhe.

Um sieben Uhr abends erreichen wir ein einsames, einzelnes Gehöft. Zwei Hunde stürzen uns kläffend entgegen. Ein alter, weißbärtiger Mann erscheint im Torweg.

Peter ruft auf Spanisch:

„Guter Freund, können wir bei dir übernachten? Wir haben zwei kleine Kinder im Wagen."

Die Stimme des Alten übertönt das Gekläff der Hunde: „Blitz — Donner — zurück, ihr verdammten Biester!"

Wir lachen hellauf. Ein Landsmann! Der Alte ist außer sich vor Freude. Er schüttelt Dora und mir immer wieder die Hände.

„Seit vierundfünfzig Jahren habe ich keine deutsche Frau gesehen. Kommt herein, Kinder, kommt herein!"

Geschäftig und glücklich baut er alle Schätze seiner Küche vor uns auf. Sogar ein Spiegelei trägt er herbei, das sich die Kinder teilen dürfen.

Fünfzig Jahre lebt der Mann hier in grenzenloser Einsamkeit. Vor drei Jahren ist sein Bruder gestorben und wenige Wochen darauf die Frau, die ihnen beiden den Haushalt versorgt hat.

„Mein Bruder brachte sie eines Tages mit," erzählt er, „sie war Indianerin und von ihrem Mann in der Steppe ausgesetzt worden, weil er glaubte, sie hätte die Ehe gebrochen. Mein Bruder fand sie fast verschmachtet in unserem Maisfeld. Sie hat uns das Haus gut in Ordnung gehalten. Jetzt, nach dem Tode meines Bruders, wäre es einsam für mich, wenn ich nicht meine Kleinen hätte."

„Sie haben Kinder?“ fragt Dora.

„Nein, liebe Frau, das nicht. Wenn es Ihnen aber Freude macht, will ich Ihnen meine Lieblinge gern zeigen.“

Der Hof ist hinten durch eine Mauer abgeschlossen. Der Alte öffnet eine schmale Tür. Wir treten ein. In einem viereckigen Gartenraum, der ebenfalls von Mauern umgrenzt ist, scheint der ganze Blumenreichtum Kaliforniens hineingetragen zu sein. Das rankt und blüht in überreicher Fülle. Der Alte hält uns zurück. Ein feines Zirpen und Schwirren erfüllt die Luft. Meine Augen irren umher und können vor lauter Glanz nichts sehen. Es leuchtet und flimmert um uns herum, als fielen Edelsteine nieder.

Wir müssen uns auf eine Holzbank setzen. Und nun erst begreifen wir, was er mit „seinen Kleinen“ gemeint hat. Kolibris sind es, unzählige, flinke, feingliedrige Lebewesen, denen hier ein Paradies geschaffen wurde. Wie leuchtende Sternschnuppen schießen sie über die Blüten, bleiben häufig minutenlang mit schwirrenden Flügeln über einem Blumenkelch stehen, bis sie die langen, feinen Schnäbel tief hineinsenken. Die Flügel bewegen sich so schnell, daß es aussieht, als ob die Körperchen in der Luft ruhen. Immer neue, prächtige Geschöpfe tauchen auf, eines scheint das andere an Farben-

reichtum zu überbieten. Einige haben lange, zweiteilige, andere wieder fächerartig abgerundete Schwänze. Ohne Scheu flattern sie um uns herum.

Der Alte umspannt eine Blüte mit seinen Händen, während ein Kolibri darübersteht. Sie scheinen sich niemals hinzusetzen. Es ist ein beständiges Flattern und Schwirren.

„Nur zur Brutzeit," sagt der Alte, „sind sie scheu und aufgeregt. Einige nisten hier in den künstlichen Felsgrotten, die ich dort in der Ecke errichtet habe. Viele kommen und gehen, andere Arten bleiben diesem Fleckchen Erde treu. Jede Gattung zieht eine besondere Blumenart vor, daher muß ich eine reiche Auswahl haben. Vor zwanzig Jahren ließ ich mir Samen und Pflanzen aus San Francisco kommen. Die meisten der blühenden Sträucher suchte ich mir selbst hier im Gebirge."

Dann erzählt er von dem weitverbreiteten Handel mit Kolibribälgen, die in früheren Jahren den reichen Mexikanern als Kleiderschmuck dienten. Jetzt hat diese grausame Sitte längst ein Ende gefunden.

Die Sonne ist untergegangen. Die Blumen schließen ihre Kelchblätter. Die kleinen schwirrenden Geschöpfe sind plötzlich verschwunden.

Dora geht ins Haus, um nach den Kindern zu sehen. „Geh ruhig schlafen," flüstere ich ihr zu,

„ich komme später hinein.“ Dann wende ich mich an den Alten. „Darf ich noch hier bleiben?“

Er nickt mir glücklich lächelnd zu. Er ist mit Peter in ein Gespräch über Deutschland vertieft. Die beiden Männer gehen ebenfalls ins Haus.

Wie eine Wolke senkt sich die Dunkelheit herab und hüllt alles ein. Ich setze mich auf die kleine Holzbank und blicke zum Himmel empor, an dem Stern nach Stern aufglüht. Betäubender Duft steigt aus den Blütenkelchen. Kein Laut ist in der Luft.

Wenige Augenblicke später überschüttet der Mond den Gartenraum mit weichem, geheimnisvollem Licht. In Büschen und Sträuchern hängen glühende hin- und herflatternde Sterne.

Sie steigen hoch, bis über die Mauer hinaus, und lassen sich wie ein breiter, glitzender Strom wieder ins Gras zurückfallen.

Glühwürmchen.

Ich sitze lange still. Vieles wird ruhig und klar in mir, was in den letzten Tagen leidenschaftlich verworren war. Ich denke an Fred. Aber es ist nicht mehr dieser verzweifelte Schmerz.

Du hast mich sehr glücklich gemacht, Fred. Ich will dankbar daran zurückdenken wie an ein kostbares Geschenk. Mir ist's, als müßtest du neben mir stehen. Du sollst deine kleine Señora

nicht schwach sehen! Um unserer Liebe willen, Fred, will ich ein starker, froher Mensch sein! —

Die Hunde schlagen an. Peter steht in der Gartentür.

„Kind, komm herein. Ich denke, du schläfst längst. Wir müssen um vier Uhr wieder los.“

*

Unsere Esel sind sattgefressen und ausgeruht. Der Indianer trägt ein zufriedenes Lächeln unter seinem verwitterten Filzhut.

Weiter!

Der Alte läuft noch ein gutes Stück neben unserem Wagen her. Immer wieder fällt ihm noch eine Frage ein, die unsere deutsche Heimat betrifft.

Wir sehen ihn noch lange stehen und unserem Gefährt nachblicken.

Aus einem Maisfeld tritt ein Rudel Rehe hervor. Sie scheinen keine Furcht zu kennen, denn wir fahren hart an ihnen vorbei.

Der Tag ist heute noch heißer als gestern. Die Insekten stechen erbarmungslos.

Gegen Abend erreichen wir abermals eine Farm, die von Deutschen bewirtschaftet wird. Gardinen

und Blumenkästen am Fenster des Hauses verraten die deutsche Hausfrau. Es ist ein noch jüngeres Ehepaar, das sich hier vor zehn Jahren niedergelassen hat. Fünf blonde Flachsköpfe sitzen bei unserem Eintreten um den Abendbrottisch.

Wir werden herzlich aufgenommen. Beim Abschied hören wir dieselbe Bitte, die uns der Alte gestern aufgetragen hat: „Wenn ihr könnt, schickt uns einmal deutsche Bücher und Zeitungen."

Zum vierten Mal fahren wir bei aufsteigender Sonne los. Rechts von uns erhebt sich eine hohe Gebirgskette, die Sierra Madre. Wir versuchen, die Hochebene zu erreichen, durch die eine Bahnstrecke aus Südwesten nach Chihuahua führt.

Riesenkakteen, auf denen die leuchtend roten Früchte wie helle Blutstropfen hängen, überwuchern die Felswände. Wir fahren durch mannshohes Gras und über Halden, die von blauen Doldenblumen so dicht überstreut sind, daß man glauben könnte, ein Stückchen Himmel wäre auf die Erde herniedergefallen. Über dieses blaue Blumenmeer schießen Kolibris wie zuckende, leuchtende Sternschnuppen, taumeln Schmetterlinge in seliger Lebensfreude . . .

Gegen Mittag treffen wir mit dem Zuge zusammen, der nach Chihuahua fährt. Er ist überfüllt mit Soldaten, Carranzistas. Auf unseren Anruf hält er.

Man holt uns hinein. Der Indianer trabt mit seinem Eselwagen allein weiter.

Um zwei Uhr nachts erreichen wir Chihuahua.

*

Es sind nur wenige Deutsche nach Chihuahua zurückgekehrt. Wir leben still und abgeschlossen in unserem neuen Heim. Das Haus ist im maurischen Stil erbaut; die Fenster, die auf die Straße führen, sind mit Eisenstangen versehen. Ich habe das Gefühl, in einem Gefängnis zu sitzen.

Öde und kahl sind die Straßen, ohne Baum und Strauch. An der Ecke ist eine Kantine. Wenn dort im Innern das Gröhlen und Schreien seinen Höhepunkt erreicht hat, wird das Grammophon angestellt, und über den wüsten Lärm erhebt sich die schöne Stimme einer deutschen Sängerin: „Du bist die Ruh' — der Friede mild —." Es scheint ihre Lieblingsplatte zu sein.

Die Unsicherheit ist größer denn je. Dora und ich wagen uns kaum hinaus. Die Fenster, die zur Straße gehen, können wir nicht öffnen, weil die Banditen mit langen Stangen, an denen oben Haken befestigt sind, alles Erreichbare durch die Eisenstäbe hinausziehen.

Herr Meyer, von dem wir das Haus übernommen haben, hatte ein Zimmer an einen Amerikaner, Mr. Garber vermietet. Da das Haus sehr geräumig ist, gestattete Dora ihm, hier zu bleiben. Er ist ein stiller, angenehmer Mensch.

Pancho Villas Stern scheint im Sinken. Er hat viele Niederlagen erlitten. Es geht das Gerücht, er sei aus Ciudad Mexiko geflohen; die Hälfte seiner Soldaten sei zu Carranza übergegangen . . . Villa soll auf dem Wege nach Chihuahua sein . . .

Peter rief vom Geschäft aus an. Villa ist da!

Er ist ganz unerwartet mit der Bahn aus Santa Rosalia eingetroffen. Juarez ist von den Carranzistas besetzt. Ebenfalls der Süden. Es ist nicht ausgeschlossen, daß sich um Chihuahua herum wieder heiße Kämpfe abspielen.

Wir warten schon seit zwei Stunden auf Peter. Er ist sonst pünktlich um ein Uhr zum Mittagessen hier. Im Geschäft meldet sich keiner. Stunde auf Stunde vergeht.

Ich versuche, Dora zu trösten, und glaube selbst nicht mehr an meine Worte.

„Ich muß zur Stadt, das halte ich nicht mehr aus!" ruft sie verzweifelt.

In diesem Augenblick kommt Peter herein. Sein Gesicht ist weiß und verfallen, seine Augen sind

glanzlos. Er ist erst nach und nach imstande, zu berichten.

Ein Befehl Villas rief heute mittag abermals sämtliche Kaufleute, Mexikaner sowie Ausländer zum Palacio federal.

Nachdem alle versammelt waren, trat Villa ein. Mit der Pistole in der Hand erklärte er, er brauche Geld, es würde keiner lebend den Saal verlassen, der sich nicht bereit erklärte, die von ihm geforderte Summe zu zahlen. Während dieser Worte schoß er mehrere Mexikaner nieder, die er als Anhänger von Carranza erkannte.

Begleitet von Soldaten, mußten die Kaufleute ihre Geschäfte aufsuchen und sämtliches Bargeld sowie ihre Kassenbücher abliefern. Nachdem Villa persönlich alles in Empfang genommen hatte, erklärte er, alle Läden und Kaufhäuser wären von diesem Augenblick an von ihm mit Beschlag belegt. Wer es wagte, seinen Laden noch einmal zu betreten, um etwas in Sicherheit zu bringen, würde auf der Stelle erschossen.

Dora legt ihre Hände auf die Stirn ihres Mannes.

„Laß nur, Peter! Du besitzt ja noch ein Konto in El Paso, und wenn alle Stränge reißen, fangen wir in den Staaten von neuem an. Schau, du hast doch noch uns.“

Da zieht Peter seine Frau fest an sich.

Das Telefon klingelt. Es ist der deutsche Konsul. In drei Stunden fährt ein Zug nach El Paso. Er rät dringend zur Flucht. Villa soll geäußert haben, jetzt wäre ihm alles gleich, die Kaufleute würden bis aufs Blut ausgepreßt, und auf eine Kugel mehr oder weniger käme es ihm nicht an. Der Konsul selber wird Chihuahua verlassen.

Dora und ich nehmen diese Nachricht ohne große Aufregung entgegen. Man gewöhnt sich an alles. Peter ist außer sich.

„Was wird aus meinem Geschäft?"

„Es ist schon besser, du gehst fort und siehst nicht, wie fremde Leute die Waren verschleudern. Laß uns alle zusammen nach El Paso fahren," entgegnet Dora. „Vielleicht ist dieser Zug der letzte, der hier fortfährt."

Es geht alles in fieberhafter Eile. Eine alte Mexikanerin, die Dora als Hilfe angenommen hat, wird mit ihrer Familie hier einziehen, um das Haus zu bewachen.

Wir fahren mit einer Kutsche zum Bahnhof. Es sind fast nur Ausländer, die fluchtartig die Stadt verlassen.

Ohne Zwischenfälle erreichen wir die Grenze.

In El Paso ist jedes Hotel, jedes Privathaus besetzt. Man fertigt uns schon an der Haustür ab. Drei Erwachsene und zwei Kinder — ausgeschlossen.

Wir irren durch die Straßen und können kein Unterkommen finden. Verzweiflung treibt uns endlich, ein kleines, armseliges Zimmer mit anschließendem Küchenraum zu mieten.

Für mich ist keine andere Schlafgelegenheit als ein Bretterverschlag auf dem Hofe. Die Hauswirtin, eine grobknochige, unangenehme Frau, erklärt, daß ihr Sohn hier geschlafen habe. Er ist schon ein halbes Jahr in Pittsburg.

Es ist unfaßbar, wie die Leute hier hausen. Aber einen Kraftwagen besitzen sie alle.

Der Raum ist gerade groß genug, um ein altes Holzbett aufzunehmen. Schmutzige Decken und ein Kissen, aus dem die Baumwolle heraushängt, erhöhen den armseligen Eindruck. Eine als Fenster dienende Öffnung ist mit Fliegendraht bespannt.

„Unmöglich," sagt Dora „hier kannst du nicht schlafen. Lieber drinnen im Küchenraum."

„Das geht nicht, da stehen unsere Koffer, und ich ziehe ein Bett vor. Laß mich hier nur liegen. Für eine Nacht wird es schon gehen. Denke doch an mein Nachtlager in Villa Ahumada."

Nachdem die Hauswirtin ein reines Bettuch über die Lumpen ausgebreitet hat, sieht die Sache auch ganz annehmbar aus. Der übrige Schmutz um mich herum soll mich nicht stören. Neben dem Verschlag liegt ein hoher Berg leerer Konservenbüchsen; die

Zierde jedes amerikanischen Haushalts und Hofraumes. Rechts reiht sich ein Hof an den anderen, links bildet ein morsches Holzgitter die Grenze zu einer Nebengasse.

Die Tür hat zwar ein Schloß, aber keinen Schlüssel. Man schließt hier die Türen überhaupt nicht ab, und wer sollte sich wohl in den Stall verirren?

Ich entkleide mich im Küchenraum, laufe schnell über den Hof und sinke totmüde auf das Lager.

Es ist drückend heiß in dem engen Raum.

Ich erwache von einem Geräusch. Der Lichtschein einer Taschenlampe fällt auf mein Gesicht. Es blendet mich, ich kann nichts sehen.

„Gott verdamme dich, was tust du hier?“ fährt mich eine brüchige Stimme an. Ich versuche die Augen zu öffnen und setze mich im Bett hoch. Ein verknittertes Gesicht beugt sich über mich. Graue Bartstoppeln um Nase und Mund erhöhen den unordentlichen Eindruck, den die Gestalt hervorruft. Der Mann trägt ein Hemd, von dem Kragen und Manschetten abgeschnitten sind. Er schaltet die Lampe aus. Helles Mondlicht liegt in dem Raum, der so eng ist, daß der Mann mir vollkommen den Ausgang zur Tür versperrt.

„Was tust du hier?“ wiederholt er.

Ich starre ihn entsetzt an.

Da packt er mich am Arm.

„Mach, daß du hinauskommst!"

Das ist zu viel. Ich schleudere seine Hand zurück.

„Was fällt Ihnen eigentlich ein? Wir haben diesen Raum von der Hausbesitzerin gemietet! Machen Sie, daß Sie hinauskommen!"

Er gibt einen Ton von sich, der mich an das Grunzen eines wütenden Ebers erinnert.

„Vier Monate schlafe ich hier, ohne daß sich jemand darum gekümmert hat, und nun soll das einfach vermietet sein! Ich freue mich, diesen Stall gefunden zu haben. Darauf lasse ich mich nicht ein! Was wollen Sie hier, — gehen Sie in ein Hotel!"

Bei den letzten Worten zerrt er in der Ecke einen Haufen Lumpen auseinander. Ich versuche, aus dem Bett zu springen.

„Bleiben Sie man liegen," sagt der unheimliche Mensch und richtet sich auf, so daß mir der Ausgang versperrt ist. „Ich hab' sie schon." Damit zieht er eine Flasche hervor.

„Meinetwegen können Sie weiterschlafen, es soll mich nicht stören." Er ergreift die Flasche, zieht umständlich den Korken heraus und setzt sie hastig an den Mund.

Glucksend rollt es durch seinen langen, mageren Hals.

Wenn ich aus dem Bette springen will, muß ich über den Mann hinwegsteigen. Ich ziehe die Bettdecke hoch und überlege, was ich beginnen soll.

Er kümmert sich gar nicht um mich, er zieht aus seiner Tasche eine Mundharmonika hervor und blickt darauf hernieder.

„Vier Wochen in dieser Hölle da spielen — der Teufel hole es — für eine einzige Flasche." Er spuckt aus und steckt die Mundharmonika in die andere Hosentasche.

„Jetzt haben Sie Ihre Flasche, nun machen Sie, daß Sie hinauskommen, oder ich schreie um Hilfe." sage ich endlich.

Er wendet mir sein Gesicht zu. In seinem Blick liegt ein Ausdruck, der mich erschüttert.

„Gott verdamme dich — sei still!"

„Lassen Sie mich hinaus. Ich werde nicht verraten, daß Sie hier — Whisky trinken!" rufe ich verzweifelt.

Er lacht: „Whisky! Wer trinkt in diesem gottverfluchten Lande Whisky!" Er reibt mit dem Korken an der Flasche, bis es einen hellen Ton gibt.

„Ein Gottestrank — ein Gnadentrank!" Er trinkt wieder in langen Zügen. Ich bin verzweifelt, was soll ich anfangen! Ich schlage mit der Faust gegen

die Bretterwand. Lächerlich, wer soll mich hier hören. Ich überlege: Wenn ich ihm nun das Kopfkissen und die Decke über den Kopf werfe, könnte ich herausspringen.

Der Mann redet ununterbrochen vor sich hin, ohne mich zu beachten. Oft lacht er heiser und brüchig, und dann fängt er an zu singen: „An der Saale hellem Strande . . .“

Es ist mir wie ein körperlicher Schmerz, dieser Mensch ist ein Deutscher!

Er bricht ab; dann beginnt er zu sprechen:

„Man kann nichts mehr über die Grenze kriegen. Die Mexikaner saufen alles selbst. Aber ich geh' jetzt hinüber, ich geh' nach Mexiko zurück — nach Tampico — ja — nach Tampico — will doch mal sehen, ob unser Schiff noch da liegt, unser schönes Schiff — Stopp! Riemen hoch! Ick kumm all, Kaptein, de verdammte Deern hett mi trög-hol'n! Duhn het se mi makt, Kaptein, — nicks als duhn! Verdammt noch mal — ick röhr keen Buddel mehr an!“

Dabei setzt er die Flasche an den Mund. Seine Stimme geht in ein Lallen über.

Wenige Augenblicke später hockt er sich auf den Lumpen in der Ecke nieder. Ich bin mit einem Sprung aus dem Bretterverschlag heraus.

Am ganzen Körper zitternd sinke ich im Küchenraum auf einen Stuhl.

Dora steckt den Kopf durch die Tür.

„Du bist es! Was ist los?"

Ich erzähle ihr hastig, mit gedämpfter Stimme, um Peter und die Kinder nicht zu wecken, von dem unglücklichen, betrunkenen Menschen.

„Was du auch immer erlebst!" Dora ist außer sich. Sie gibt mir ihr Kopfkissen, und in Peters Mantel eingerollt, lege ich mich in die Küche auf den Fußboden.

Aber ich kann nicht einschlafen.

Zerschlagen an allen Gliedern muß ich beim Frühstück noch einmal genau erzählen.

Ob der Mann noch da ist? —

Peter geht mit langen Schritten über den Hof und guckt in den Verschlag. Der Raum ist leer.

Sie lachen mich aus und meinen, ich hätte wohl nur geträumt.

*

Wir haben nun doch eine kleine einigermaßen saubere Wohnung gefunden. Dora und ich versuchen, mit den Kindern fröhlich zu sein. Peter wird von einer nervösen Unruhe hin und her getrieben.

Es heißt, daß der amerikanische Präsident Wilson Carranza als Präsidenten von Mexiko anerkennen wird. Aber was nützt das alles, solange Villa noch genügend Streitkräfte hat, um ganze Provinzen zu beherrschen, und solange Amerika noch Waffen über die Grenze schickt, um bald mit dieser, bald mit jener Partei Geschäfte zu machen. Carranza bezahlt mit Geld, Pancho Villa mit gestohlenen Rindern und Pferden.

*

Es ist mir unmöglich, hier so untätig herumzusitzen. Ich habe den Entschluß gefaßt, die vielen deutschen Kinder, die augenblicklich in El Paso sind, zusammenzurufen und ihnen deutschen Unterricht zu erteilen. Man kann diesen Kindern, die rücksichtslos hin- und hergerissen werden, viel geben vom deutschen Volksgut.

Sie sollen deutsche Lieder lernen, und ich will ihnen von den Wäldern und Tälern erzählen, in denen man diese Lieder singt. Wir wollen zusammen kleine Aufsätze schreiben und Gedichte aufsagen. Deutsche Sitten sollen ihnen lieb und vertraut werden, denn es gibt Familien, die viele ihrer Heimatgebräuche fast vergessen haben.

Dora ist ganz begeistert von meinem Gedanken. Wir wollen den ersten Unterricht in unserer Wohnung abhalten.

*

Ich habe schon dreiundzwanzig Kinder, fünf kommen wahrscheinlich noch dazu. Da sie im Alter alle sehr verschieden sind, habe ich noch ein deutsches Mädel zu Hilfe genommen. Es ist die Schwester eines Apothekers, der aus Toreon geflohen ist.

Einige der Kleinen sprachen, als sie kamen, kein Wort deutsch. Man hatte sie wohl ganz dem mexikanischen Hauspersonal überlassen. Jetzt können sie sogar schon im Chor mitsingen. Es ist überraschend, wie schnell Kinder untereinander Sprachen lernen.

Das gute Gelingen meines Planes erfüllt mich mit dankbarer Freude. Durch Vermittlung des deutschen Konsuls hat mir ein Deutsch-Amerikaner, der uns gegenüber wohnt, in seinem Hause einen großen Raum zur Verfügung gestellt.

Heute Morgen kam eine Amerikanerin und bat mich, ihre zwei kleinen Mädchen bringen zu dürfen. Sie wollten so gerne kommen. Das ist nun allerdings nicht meine Absicht. Der Zweck meiner Arbeit ist, den deutschen Kindern die Liebe zum Ge-

burtslande ihrer Eltern als eine Selbstverständlichkeit zu erhalten.

Gestern fragte mich ein größerer Junge: „Meinst du, daß der alte Fritz und George Washington wohl Brüder sein könnten?"

*

Wir sitzen am Abendbrottisch. Gerda und Hanna sind ganz erfüllt von dem Märchen der Frau Holle, das ich den Kindern heute erzählt habe.

Sie haben noch nie Schnee gesehen und können sich gar nicht vorstellen, wie die Federn aus Frau Holles Bett Schneeflocken sein können.

Da stürmt Peter herein. Er ist aufgeregt-fröhlich. „Wir fahren übermorgen nach Chihuahua. Villa hat die Stadt verlassen; er ist ins Gebirge geflüchtet. Seine Macht ist gebrochen. Die Carranzistas haben den Norden in der Hand. Kinder, es wird endlich wieder gut."

Natürlich, ich freue mich mit den beiden und fühle doch gleichzeitig ein lähmendes Entsetzen.

Zurück nach Mexiko — nein — ich kann nicht!

„Wollen wir nicht lieber noch etwas warten?" fragt Dora nach dem ersten Jubel.

„Keinen Tag länger!" ruft Peter. „Warum auch? Wilson wird Carranza anerkennen. Alle Waffen-

sendungen dürfen nur noch an seine Truppen gehen. Villa hat ausgespielt. Der deutsche Konsul ist schon heute abgefahren. Die Züge gehen wieder regelmäßig ab. Jetzt habe ich nur noch die eine Sorge: wie finde ich mein Geschäft wieder?"

Dora ist froh und zuversichtlich.

In dieser Nacht kann ich nicht schlafen. Sie rechnen fest damit, daß ich mit ihnen fahre. Alles, was ich aufgebaut habe, ist nun mit einem Schlage zerstört. Ich besitze kein Geld, um hier allein zurückzubleiben. Dora und Peter haben viel verloren; ich darf sie nicht darum bitten, besonders nicht, da Peter mir das Reisegeld nach Deutschland geschickt hat, um bei ihnen zu sein. Soll ich erst einmal zu Henny Waterson fahren? Sie hat mich herzlich eingeladen.

Aber nein, ich kann dieses untätige Dasein nicht ertragen. Vor lauter Nichtstun erstickt man im Selbstmitleid. Fred Doland war kein Mensch, dem man nachtrauert, sondern dem man nachlebt, stark, mutig und seiner eigenen Kraft bewußt. Eines Tages wird Dora meine Hilfe nicht mehr nötig haben, dann kehre ich nach El Paso zurück, versuche, mich als Krankenschwester zu betätigen, und nehme meinen Plan wieder auf, in Deutschland ein Kinderheim zu gründen.

Also zurück nach Chihuahua, in diese toten Häusermassen, die ebenso seelenlos sind wie die verstaubten Kakteen in der Steppe.

In dieser Nacht weine ich vor Sehnsucht und Heimweh.

*

Die Wege, die ich machen muß, um das, was ich aufgebaut habe, wieder niederzureißen, machen mich traurig. Überall herrscht Enttäuschung, daß der „deutsche Heimatkreis," wie ich es nannte, sich auflösen muß. Aber es war ja damit zu rechnen, denn jede Familie wartet darauf, nach Mexiko zurückzukehren. Herr Garber, unser Mieter, hat sich angeboten, mit mir nach Juarez zu fahren, um die Koffer durch den Zoll zu bringen. Es erleichtert die Reise morgen sehr.

Ich traf Jonny Garber zufällig auf der Straße. Er ist ein stiller, in sich gekehrter Mensch, der weder rechts noch links sieht. In Chihuahua saß er Abend für Abend in seinem Zimmer, spielte Guitarre und Geige oder las. Er ist im Verkehr mit uns scheu und zurückhaltend. Von Beruf ist er Geologe; er arbeitet für ein amerikanisches Institut.

Ohne mich anzusehen, fragt er, ob er mich nach Juarez begleiten darf. „Vielleicht kann ich Ihnen von Nutzen sein," fügt er hastig hinzu.

Bei der Zolluntersuchung erfahre ich, wie sehr er mir dient. Seine ruhige, sichere Art mit den Zollbeamten ist verblüffend. Die Leute untersuchen das Gepäck überhaupt nicht, während wir sonst häufig unsere ganzen Habseligkeiten auf die Straße schütten mußten. Ganz beglückt besteige ich mit ihm die Trambahn, um zurückzufahren.

„Fräulein Hauberg," sagt er mit seiner weichen Stimme, „ich glaube, Sie wissen nicht, daß alle Reisenden, die nach den Staaten fahren, vorher geimpft werden. Es kommt keiner ohne Ausweis hinüber."

Ich blicke ihn entsetzt an. „Und das sagen Sie jetzt erst!"

„Ich erfuhr es heute Morgen. Da ich geschäftlich verschiedene Male nach Juarez hinüber mußte, ließ ich mich vorher in El Paso impfen."

„Und ich?"

Er erwidert, ohne mich anzublicken: „Sie werden sich hier auf der Brücke impfen lassen müssen. Es herrschen nämlich die Pocken in Mexiko."

Ich bin außer mir. Er schweigt.

Wir haben inzwischen die Grenze erreicht. Der Wagen hält. Auf der linken Straßenseite steht eine lange Reihe Mexikaner. Männer, Frauen, Kinder. Ihre Oberarme sind entblößt. Ein Mann geht von

einem zum andern. Ritsch — ritsch — einige Schnittwunden mit dem Messer, etwas Serum darüber, mit Watte abgetupft — fertig.

Kein vorheriges Desinfizieren, keine Reinigung der Instrumente, — nichts. Er geht von einem zum anderen, als wenn er Vieh abstempelt.

„Ausgeschlossen!“ rufe ich, „das mache ich nicht! Ich fahre zurück und gehe irgendwo heimlich über die Grenze.“

„Das wird Ihnen nicht gelingen,“ sagt er ruhig und deutet auf zwei Beamte, die von beiden Seiten den Wagen betreten. Jeder Reisende, der keinen Paß vorzeigen kann, muß den Wagen verlassen und sich der Reihe der Draußenstehenden anschließen.

Ich habe einen grenzenlosen Zorn auf Jonny Garber. Er hat es gewußt und ließ mich nach Juarez fahren!

Immer näher rückt der Beamte. „Ruhig,“ flüstert Garber an meiner Seite, „lenken Sie nicht die Aufmerksamkeit auf sich.“

„Ich tue es nicht,“ zische ich ihn an.

Der Beamte steht zuerst vor Jonny Garber. Mir wird ganz schwindelig.

Mein Begleiter zieht ein Papier aus der Tasche, deutet mit der Hand auf mich und sagt, während er das Papier langsam auseinanderfaltet:

„Für meine Frau und mich."

„All right," lächelt der Beamte; er blickt gar nicht hinein und geht weiter.

Ich bin ebenso erstarrt wie empört.

„Das war kein offenes Spiel, Herr Garber. Warum wollten Sie mich erst so grenzenlos quälen?"

„Es war die einzige Möglichkeit, und ich wußte nicht, ob es Ihnen recht war. Ich mußte es tun, ohne Sie zu fragen."

„Was sollte mir nicht recht sein?"

Er schweigt. Da danke ich ihm für seine Hilfe. Er wehrt hastig und scheu ab.

Eine Mexikanerin neben uns erzählt einer anderen, daß kein Kind über die Grenze nach Mexiko darf. In den Staaten herrscht die spinale Kinderlähmung. Ihre Tochter ist in El Paso bei den Großeltern und kann nun nicht nach Juarez zurück.

„Hören Sie doch, Herr Garber, ist das wahr?"

„Ich weiß es nicht. Daß sich die Krankheit in den Staaten sehr ausgebreitet hat, las ich vor einigen Tagen in der Zeitung."

„Es ist ja nicht auszudenken. Was sollen wir denn mit den Kindern anfangen?"

„Wenn es Ihnen recht ist, Fräulein Hauberg, fahren wir gleich zum amerikanischen Konsul; er wird es wissen."

Ja, er weiß es. Das Verbot ist heute morgen erst herausgekommen und wird streng durchgeführt. Es kommt kein Kind über die Brücke.

Ich eile, meiner Schwester diese niederschmetternde Nachricht zu überbringen.

Nach dem ersten Erschrecken fassen wir den Entschluß, die beiden Kleinen über die Grenze zu schmuggeln.

Der Zug geht um sieben Uhr. Wir fahren schon um sechs Uhr los. Herr Beck, der uns seinen Wagen zur Verfügung gestellt hat, bringt uns selbst hinüber. Eben vor der Brücke halten wir. Mit fliegenden Händen werden die Polster von den Sitzen gerissen und Gerda und Hanna in die leeren Rahmen hineingesteckt. Mit klopfenden Herzen lassen wir uns wieder auf dem Polster nieder.

Es geht alles nach Wunsch. Der Beamte guckt in den Wagen hinein. Zwei Handtaschen, die schon geöffnet sind, werden schnell untersucht, und mit großer Geschwindigkeit sausen wir über die Brücke in eine Nebenstraße. Die Kinder klettern fröhlich aus ihrem dunklen, engen Versteck heraus, und unbehelligt erreichen wir den Zug.

*

Nun sind wir schon fast einen Monat zurück. Es ist wirklich alles ruhig in Chihuahua. Peter fand

sein Geschäft in leidlichem Zustand vor. Das Haus wurde von der alten Mexikanerin gut bewacht. Sie hat, mit dem Knüppel in der Hand, Eindringlinge zurückgeschlagen.

Hans Paulsen bringt uns soeben die Nachricht, die wie eine Bombe einschlägt: Krieg! Deutschland befindet sich im Kriege!

Die New Yorker Staatszeitung ist seit einigen Tagen ausgeblieben. Wir sehen uns einer gänzlich unerwarteten Tatsache gegenüber.

Deutschland steht in Waffen.

Mein einziger Gedanke ist: so schnell wie möglich zurück!

Nach Deutschland! Helfen, wo Hilfe gebraucht wird! Als Pflegerin ins Feld ziehen! Ich bin staatlich geprüfte Krankenschwester. Sie werden mich sofort nehmen!

Paulsen stürmt von der sala in den patio und wieder zurück. Seine Augen leuchten.

Die Haustür wird aufgerissen. Peter mit drei deutschen Kaufleuten stürzt herein.

Er ist überhaupt nicht wiederzuerkennen. Er umarmt seine Frau immer wieder und stimmt, wie außer sich, in den Ruf ein: „Wir fahren nach Deutschland! Wir wollen mitkämpfen! Es ist kein Tag zu verlieren!“

Es klingelt ununterbrochen an der Tür. Jetzt zeigt es sich, daß Peters Haus das Heim für alle jungen, unverheirateten Deutschen ist. Nicht zum Foreign-Club gehen sie, sie kommen hierher. Der patio ist überfüllt. Immer wieder stürmen begeisterte Deutsche herein, immer wieder klingt das Deutschlandlied auf.

Plötzlich steht Lohmann da. Ich habe ihn noch nie bei uns gesehen. „Wir müssen zur Tat übergehen!" ruft er mit seiner hellen Stimme. „Deutschland braucht seine Söhne! Schande über den, der sich drücken will!"

„Wir gehen zum Konsul," ruft ein anderer, „er soll feststellen, wie man am sichersten hinüber kommt, über Tampico, Vera Cruz — oder über die Staaten."

„Wenn die Schiffe nicht schon festliegen," meint ein Dritter.

„Unsinn, so schnell geht das nicht!"

„Auf zum Konsulat!"

Sie drängen sich hinaus. Dora hält ihren Mann zurück.

„Peter, das ist doch nicht dein Ernst. Es ist ausgeschlossen, daß du nach Deutschland fährst. Was soll denn aus uns werden! Verlier doch nicht den Kopf."

„Ihr werdet schon durchkommen," ruft Peter. „Es wird für euch gesorgt werden."

„Und dein Geschäft?"

„Geschäft! Lächerlich. Erst kommt Deutschland. Jeder Mann zählt!"

Er schließt sich den anderen an.

„Mein Gott," denke ich erschüttert, „ist das derselbe Mann, der uns in Babicora verließ, weil die Sorge um sein Geschäft ihm keine Ruhe ließ?"

„Dora," sage ich hastig, „ich fahre auch nach Deutschland. Ich muß mitgehen, es ist meine Pflicht!"

Sie sieht mich starr an. „Ihr seid ja alle wahnsinnig. Du wolltest mich hier wirklich allein sitzen lassen?"

Sie nimmt die Kinder auf ihren Schoß und drückt ihr Gesicht in die blonden Haare der Kleinen.

„Es kommt kein einziger in Deutschland an," sagt sie. „Dafür wird England sorgen. Wenn man das weiß, scheint es mir ziemlich unverständlich, zu sagen: Es ist meine Pflicht. — Peter hat mich hierhergeführt. Seine Kinder sind hier geboren. Er hat deutschen Geist in dieses Land hineingetragen, er wird von den Mexikanern geachtet und geschätzt. Damit hat er Deutschland auch gedient."

„Ach, Dora, das ist doch etwas ganz anderes. Jetzt heißt es, der Heimat die Treue zu bewahren!"

„Das tut er auch, wenn er seine Kinder zu tüchtigen Deutschen erzieht."

Ich wende mich ab und flüchte in meine Stube. Nur ein einziger Gedanke erfüllt mich:

„Die Heimat ruft!"

*

Die erste große Woge der Begeisterung hat sich gelegt. Wir betrachten unsere Lage mit ruhigeren Augen.

Erstens besteht gar keine Möglichkeit, einen mexikanischen Hafen zu erreichen, da die zerstörten Bahnlinien erst wieder neu aufgebaut werden müssen, und zweitens unterliegen sämtliche deutschen Schiffe dem Ausfuhrverbot. Sie müssen in den neutralen Häfen in Quarantäne liegen.

Sechs junge Leute sind nach El Paso gefahren, um von dort aus eine Möglichkeit zu erspähen, nach Europa zu kommen. Es wird vergebens sein. Der deutsche Gesandte in Mexiko schickte ein Telegramm, ruhig zu bleiben, es wäre aussichtslos, Deutschland zu erreichen.

Der ersten großen Enttäuschung folgt die kühle Überlegung. Wir müssen uns sagen, es wäre eine Torheit gewesen, blindlings loszufahren. Jetzt heißt

es, die Ehre Deutschlands im Ausland hoch und rein zu erhalten.

Und das wollen wir!

Wenn wir jetzt zusammenkommen, drehen sich alle Gespräche nur um den Krieg. Habe ich mich sonst fremd und verloren zwischen diesen Frauen gefühlt, die wenig gemeinsame Interessen mit mir hatten, so ist heute eine starke Bindung da, die uns alle zusammenschließt: die Sorge und Begeisterung für unser geliebtes Deutschland!

Es werden natürlich viele Pläne entworfen, wie man helfen kann. Das erste ist, Geld zusammenzubringen. Jeder hat gegeben. Große Sendungen sind nach Washington abgegangen.

Wir treffen Vorbereitungen, noch mehr zusammenzubekommen.

*

Dora hat Jonny Garber aufgefordert, abends mit uns auf dem Patio zu sitzen. Es ist schwül und dumpf in den Stuben. Manchmal spielt er auf seiner Geige oder klimpert auf der Guitarre. Meistens ist er schweigsam und in sich gekehrt. Er liest wissenschaftliche Werke, und wir durchfliegen die Zeitung. Jeder neue Sieg der Deutschen wird mit Jubel begrüßt.

Ich bin allein, die Kinder schlafen. Dora und Peter sind im Geschäft. Peter hat eine große Sendung Waren nach Toreon gesandt. Er hat dort einen Laden gemietet und will in den nächsten Tagen hinfahren, um ein Nebengeschäft zu errichten.

Garber sitzt in seiner Stube. Seine grenzenlose Schüchternheit ist mir unverständlich.

„Herr Garber," rufe ich, „kommen Sie heraus und bringen Sie Ihre Geige mit!"

Er kommt nur zögernd.

„Setzen Sie sich doch in den Schaukelstuhl und spielen Sie mir etwas vor," sage ich bittend.

„Aber ich kann nicht spielen, es ist alles Stümperwerk!"

Ich lache leise. „Sie haben das Gegenteil bewiesen."

Er läßt sich schweigend nieder. Ich liege in einer Hängematte, die zwischen zwei Säulen befestigt ist, und blicke zum Nachthimmel empor.

Da beginnt er leise zu erzählen. Von einer freudlosen Kindheit. Seine Mutter starb, als er drei Jahre alt war. Sein Vater war Archäologe, er kümmerte sich wenig um seinen Jungen. Man beschuldigte ihn, Fälschungen vorgenommen zu haben. Aus Gram darüber nahm er sich das Leben. Der Sohn lebte von da an nur noch seinen Studien. Er bereiste Mexiko, fand auf einer Fahrt durch das Gebirge eine reiche

Goldader und wartet nun darauf, daß der Friede im Lande ist, um sie auszubeuten.

Ich höre ihm still zu. Seine Stimme fließt ruhig und gleichmäßig dahin.

„Und dann, wenn Sie das viele Gold besitzen, Jonny Garber, was dann?“ frage ich, als er geendet hat.

„Ich möchte reisen, Studien betreiben, dazu gehört Geld. Mein Leben war bisher arm und leer; ich möchte einmal in der Sonne stehen.“

„Ja,“ sage ich, „das wollen wir alle.“

Dann schweigen wir.

Nach einer Weile beginnt er zu spielen. Eine schlichte, einfache Weise, der man gern zuhört. Ich schließe die Augen. Mir ist's, als hörte ich Bienen in blühenden Linden summen, das helle Zwitschern der Schwalben, die an warmen Sommerabenden durch die Lüfte schießen, das zärtliche Gurren der Holztauben und das wehmütige Zirpen der Grillen im Brombeergebüsch. Es ist eine melodische Klangfülle, die mich mit Sehnsucht und Heimweh erfüllt.

Nachdem er schon lange geendet hat, frage ich: „Was war das für ein Lied?“

„Es ist von mir selbst,“ sagt er verlegen, „ich spiele am liebsten meine eigenen Phantasien.“ In überstürzter Hast eilt er in sein Zimmer zurück.

Ich hätte gern noch mehr gehört. Nun mag ich ihn nicht mehr rufen.

*

Wir können jetzt abends zur Plaza hinuntergehen. Es ist eine seltsame Sitte, die sich dort Abend für Abend abspielt.

In der Mitte eines großen, mit Bäumen bepflanzten Platzes sitzen die Musiker. Geigen und Guitarren klingen auf. Es liegt eine tiefe Schwermut in den mexikanischen Volksliedern. Gleichmäßig zieht sich der Strom der Lustwandelnden um die Plaza. Männer und Frauen getrennt, aber sich immer entgegengehend. Im Vorübergehen ein geflüstertes Liebeswort, ein Händedruck. Dann reißt der vorwärtsdrängende Strom die Paare wieder auseinander. Vielleicht liegt in dieser alten spanischen Sitte des Begegnens ein größerer Zauber, als in dem steifen Nebeneinandergehen.

Die Straßen sind bedeckt mit zertretenen Maulbeeren. Das Pflaster hat an einigen Stellen den Anschein, als wäre es mit blauer Farbe übergossen. Auf den Telegrafendrähten sitzen unzählige Schwalben.

Es wird Herbst.

Hans Paulsen erzählte mir, daß er häufig bei Vollmond eine Wagenfahrt ins Gebirge unternimmt,

Diese Wege durch die Nacht gehören zu seinen schönsten Erlebnissen.

Ob ich einmal mitfahren möchte.

Ich bin von dem Gedanken begeistert. Lange genug starrten mich diese nackten Häusermassen an.

Es ist eine lichte, warme Nacht. Hans Paulsen hilft mir in den kleinen, zweiräderigen Wagen. Ein Lederverdeck spannt sich über uns.

Im Trab geht es durch die Stadt. Die letzten Häuser liegen hinter uns.

„Ich möchte Sie zur Kapelle der Guadalupe bringen. Man hat sie zur Ruine zusammengeschossen."

„Guadalupe," sage ich sinnend. „Das ist die Heilige, die uns in Babicora das Leben gerettet hat."

„Sie wird inbrünstig von den Indianern verehrt. Es ist vielleicht darauf zurückzuführen, daß sie, wie der Volksglaube erzählt, einmal einem Indianer erschienen ist."

Groß und leuchtend steht der Mond am Himmel. In weichen Wellenlinien liegt das Gebirge vor uns. Wir schweigen jetzt und lassen den Zauber der Nacht auf uns einwirken.

„Ich brauche solche Stunden," sagt Paulsen nach einer Weile, „sonst könnte ich es in Chihuahua nicht aushalten."

In einer Talmündung liegt die Kapelle von Guadalupe. Hans Paulsen bindet das Pferd, einen

silberglänzenden Schimmel, an das verfallene Gitter und hilft mir aus dem Wagen.

Über weißes Gestein geistert das Mondlicht und verliert sich in Tiefen, die unergründlich scheinen. Um den verfallenen Turm kreisen mit lautlosen Flügelschlägen riesengroße Fledermäuse. Überall ein Huschen und Flattern von Nachtvögeln und Insekten. Wilde Kaninchen verschwinden lautlos in ihren Erdlöchern.

Wir gehen an weißschimmernden Grabsteinen und herumliegenden Trümmern vorbei in die geöffnete Tür.

In dem einzigen hochgewölbten Raum liegt der Friede von Jahrhunderten. Durch halbverfallene Fenster wirft der Mond sein weiches Licht. Aus einer dunklen Ecke glühen uns zwei grünlich-weiß schillernde Augen entgegen. Unheimlich, nervenerregend. Ich greife unwillkürlich nach Paulsens Arm. Ein großer, geschmeidiger Körper gleitet sprunghaft mit wenigen Sätzen über die Trümmer dem Ausgang zu.

„Was war das?“

„Irgendein Raubtier, vielleicht ein Puma.“

„Aber die findet man doch nur oben im Gebirge.“

„Quien sabe,“ sagt er und führt mich durch einen zusammengestürzten Torbogen.

In langsamem Trab geht es durch die mondhelle Nacht; dann wendet Hans Paulsen. „Wir müssen zurück, wir kommen zu tief ins Gebirge. Wenn die Gegend hier auch frei von Banditen ist, man kann heute keinem mehr trauen. Früher gab es keine Unsicherheit in den Bergen. Der Mexikaner ist von Natur liebenswürdig, harmlos und sehr gastfrei."

Hinter vorspringenden Felsenmassen leuchtet ein heller Feuerschein auf.

„Herr Paulsen, was ist das?"

In demselben Augenblick steht ein Mann neben uns. Woher er so plötzlich gekommen ist, kann keiner sagen. Er ist einfach da.

„Amigo," (Freund), sagt Paulsen, „sind wir hier auf dem Wege nach Chihuahua?"

„Ja, Herr," erwidert der Mann. „Fahren Sie immer geradeaus. Sie können gar nicht den Weg verfehlen."

„Jndio?" (Indianer).

„Ja, Herr."

„Ihr habt dort ein Lagerfeuer?"

„Ja, Herr."

„Können wir es sehen?"

Paulsen greift in die Tasche und drückt dem Mann ein Silberstück in die Hand. Er grinst, greift dem Schimmel in die Zügel und führt uns um die Klippen.

Ein Bild wilder Romantik taucht vor uns auf. Um ein hellodderndes Feuer hocken und lagern viele Männer. Eine dunkle Gestalt steht an eine Stechpalme gelehnt und schlägt gedämpft die Trommel. Frauen und Mädchen gehen im langsamen Tanzschritt um die Flammen.

„Woher kommt ihr?“ fragt Paulsen.

„Aus Chihuahua, Herr. Wir feiern heute unser Fest,“ er nennt einen mir unverständlichen Namen. „Wir sind nicht mehr viele. Früher war in Chihuahua ein großer Kreis. Die meisten sind verhungert.“

Paulsen zieht abermals seine Geldtasche hervor und schüttet den Inhalt dem Indianer in den Filzhut. Andere Männer nähern sich. Sie haben grellfarbige Serape um die Schultern geschlungen. Einige tragen Federn in den fettglänzenden Haaren.

„Wir sind Deutsche, Amigos,“ sagt Paulsen und streckt ihnen seine Hand hin.

„Du bist ein Bruder von dem großen Volk, das im Kriege steht und seine Feinde nicht fürchtet?“ fragt der Indianer, der uns hergeführt hat. Die anderen umringen uns schweigend, staunende Bewunderung in den Gesichtern.

„Woher weißt du etwas von den Deutschen?“

Der Mann wirft den Kopf hoch. „Ich habe Lesen und Schreiben gelernt, Herr. Es steht in dem Papier, das sie in Chihuahua austragen.“

Die Trommel am Feuer schweigt. Es werden Gefäße herumgereicht. Die Männer trinken.

„Du sollst ins Lager kommen, deutscher Herr."

Paulsen greift nach dem Zügel. „Wir müssen umkehren. Es wird uns zu spät. Leert einen Becher auf den Sieg meiner deutschen Brüder. Adios, amigos!"

Wir fahren in schnellem Trab Chihuahua entgegen.

„Wenn die Indianer anfangen zu trinken, ist es besser, zu verschwinden. Dieses pulque ist ein heimtückisches Getränk. Es ist nicht das erste Mal, daß ich in eine Versammlung der Indios hineingerate. Es hat etwas rührend Erschütterndes, wie es diese Menschen, die in den Städten kärglich ihr Dasein fristen, immer wieder zusammentreibt, ihre alten Feste zu feiern und unter freiem Nachthimmel den alten Gebräuchen ihrer Väter treu zu bleiben."

Wir sitzen eine ganze Weile schweigend nebeneinander.

Vor uns tauchen die Kuppeln von Chihuahua auf. Im hellen Mondlicht leuchten die Türme.

Die Nacht ist fast taghell. In den menschenleeren Straßen dröhnt der Hufschlag des Schimmels auf das Pflaster. Hans Paulsen hilft mir aus dem Wagen und schließt die Haustür auf.

Ich danke ihm für diese Fahrt durch die Nacht.

Er sagt: „Es ist das erste Mal, daß mich jemand auf meinen Vollmondsfahrten begleitet. Allerdings

ist es lange her, seit ich zuletzt losgefahren bin, es war zu unsicher. Ich ahnte es, daß Sie es ebenfalls genießen würden. Glücklicherweise sind Sie frei von den Hemmungen, die unserer überkultivierten Gesellschaftsklasse eingeimpft sind."

Mit einem herzlichen Händedruck verabschieden wir uns.

Ich trete leise an Doras Bett. Peter ist in Toreon.

„Kind, was kommst du spät! Ich habe mich schon geängstigt!"

„Laß nur, es war sehr schön! Schade, daß du es nicht miterleben konntest!"

„Erzähle bitte keinem von dieser nächtlichen Fahrt."

Ich lache fröhlich und unbekümmert. Wie ich in meinem Bett liege, ertönen aus dem Nebenzimmer, in dem Jonny Garber wohnt, die leisen, gedämpften Klänge einer Geige.

Mir fallen die Lider zu, wie einem Kind, das in den Schlaf gewiegt wird.

*

Dora und ich sitzen auf dem Patio. Unsere Nachbarin, eine hübsche, junge Mexikanerin, kommt herüber und ladet mich ein, mit ihr zusammen einem Stierkampf beizuwohnen.

Ich lehne sofort ab. Ich bin nicht von dem Ehrgeiz besessen, später sagen zu können: „Ich habe einen Stierkampf gesehen.“ Den Anblick, mit roher Gewalt Tiere aufeinanderzuhetzen, überlasse ich anderen. Ich habe genug Grausamkeiten in Mexiko gesehen.

Jonny Garber stürzt hastig auf den Patio. Er kommt aus der Stadt.

„Es gibt ein Unwetter, vielleicht eine Windhose. Räumen Sie schnell alles fort!“

Unsere hübsche Nachbarin, die gern um die Zeit bei uns hereinschaut, wenn Garber nach Hause kommt, muß, — wahrscheinlich schweren Herzens — forteilen.

Jonny Garber trägt eine weiße Nelke im Knopfloch. Heute ist in den Staaten Muttertag. Es ist eine hübsche Sitte, daß an diesem Tage sämtliche Amerikaner, Männer sowie Knaben, eine Nelke anstecken. Sie ist rot, wenn die Mutter noch lebt, weiß, wenn sie gestorben ist.

Wir räumen in fliegender Hast alles ins Zimmer, was in fröhlichem Durcheinander auf dem Patio herumliegt. Im nächsten Augenblick braust es wie eine wilde Jagd über uns dahin. Stühle und Tische fliegen durcheinander. Der Spuk rast weiter. Sand und Staub bedecken den Fußboden.

„Unsere Truthühner!“ Wir rufen es beide gleichzeitig.

Auf dem Coral sind Bretter und Latten hochgerissen und liegen zerstreut umher. Vier kleine, zehn Tage alte Truthühner sind in eine Ecke zusammengefegt. Das fünfte liegt blutend unter einem Brett.

Ich laufe nach vorne, hole eine Flasche Alkohol, ziehe Nadel und Faden hindurch, und nun nähen wir ganz fachgemäß mit vier Stichen die aufgerissenen Hautränder aneinander.

Matt liegt das kleine Geschöpf im Federtopf. Ob es durchkommt?

Schon nach einigen Tagen wird unser gerettetes Truthühnchen auf den Namen „August“ getauft. Durch die besonders gute Pflege hat es seine Geschwister an Kraft und Frechheit weit überholt.

*

Unsere Kriegssammlung für Deutschland hat alles Erwarten übertroffen.

Ich habe den Auftrag, das Geld zum Konsul zu bringen.

Als ich die Tür zum Konsulat öffne, geht ein Mann an mir vorbei auf die Straße hinaus. Ich stutze und sehe ihn näher an. Kein Zweifel, es

ist der Alte, dem ich in El Paso die schlaflose Nacht zu verdanken hatte. Er trägt ein sauberes Hemd und eine graue Leinenhose.

Der Konsul empfängt mich mit herzlicher Freude.

„Wer war der Mann, der soeben das Zimmer verließ?“ frage ich rasch.

„Sie meinen Thießen. An dem Mann hat der Krieg ein Wunder getan. Er kam hier vor einiger Zeit an, hat sich von El Paso aus in einem Güterwagen durchgeschmuggelt. Die Nachricht, daß Deutschland im Kriege steht, hat ihn gepackt und durchgeschüttelt. Er kam zu mir und bat um Hilfe, nach drüben zu kommen. Er wollte sich der Marine stellen. Der Mann ist Seemann. Vor fünf Jahren ist er in Tampico während seines Landurlaubs hängengeblieben. Das Schiff fuhr ohne ihn ab. Lange trieb er sich in Mexiko herum, war in den Staaten, irrte wieder nach Mexiko. Als er von dem Kriegsausbruch in Europa hörte, riß es ihn hoch. Er kennt plötzlich nur noch einen Gedanken: Nach Deutschland! Um seinem Fahneneid treu zu bleiben. Ich darf ihm die Hoffnung, hinüberzukommen, nicht nehmen und vertröste ihn. Er arbeitet jetzt bei Ketelsen & Degentan im Lagerraum. Er rührt keinen Alkohol an, verbissen in den Gedanken, eines Tages auf einem Kriegsschiff unter deutscher Fahne zu stehen.“

Ein großes Staunen ist in mir.

Vaterland, — Treue, — Pflichtgefühl, wer möchte behaupten, daß es nur leere Worte sind . . .

*

Zwischen den Carranzistas und Villistas hat eine große Entscheidungsschlacht stattgefunden. Pancho Villa ist vollkommen geschlagen und mit wenigen Getreuen ins Gebirge geflüchtet.

Es herrscht große Freude in den Straßen. Wie von einem Alpdruck befreit, geht ein tiefes Atemholen durch die Bevölkerung. Ganz Mexiko jubelt Carranza zu.

Lohmann, der soeben hereinguckt, meint: „Erst wenn Pancho Villa an einer Telegrafenstange baumelt, glaube ich an Ruhe in Mexiko. Allerdings ist Carranza auch nicht der richtige Mann. Seinem Präsidentenstuhl fehlt die unentbehrliche Rückenlehne: die Liebe des Volkes. Vielleicht wäre de la Huerta der Mann, den das Land braucht. Quien sabe. Carranza sollte klug genug sein, bald wieder abzudanken."

Die Stimmung ist gehoben. Die Amerikaner veranstalten viele Feste. Besonders die beliebten „Surprise parties."

Gänzlich Ahnungslose werden spät abends in ihrem Heim überrumpelt. Wenn sie schon zur Ruhe gegangen sind, müssen sie wieder heraus. Autos fahren vor, Butterbrote, Salate und Getränke werden hineingetragen, und man feiert bis in den Morgen hinein, ob es den unfreiwilligen Gastgebern recht ist oder nicht.

Manchmal geht es auch von einem Haus zum anderen hinüber. Alt und Jung tanzt begeistert die „Cuccaracha" und singt dabei die übermütigen Spottverse auf General Huerta.

*

Ich habe einen neuen Gedanken, Geld zu verschaffen. Dieses Mal will ich den Kleinen etwas bieten, und der Erlös soll für die Kinder in der Heimat sein. Wir haben schon große Schilder gemacht, die überall angeschlagen sind.

„Am 10. Januar, nachmittags drei Uhr große Theatervorstellung: ‚Schneewittchen', ein deutsches Märchen."

Peter hat in seinem Geschäft bereits 43 Karten verkauft.

Wir haben als Kinder häufig Kartoffeltheater gespielt. Heute gilt es, aus Scherz Ernst zu machen.

Ich habe „Schneewittchen" für meine kleine Bühne geschrieben und die herrlichsten Köpfe aus Kartoffeln hergestellt. Doras Flickenkiste liefert die Gewänder.

Hans Paulsen ist mir hinter der Bühne, das heißt dem Bettlaken, das zwischen eine Tür gespannt ist, behilflich. Die Sala dient als Zuschauerraum.

Das Publikum sitzt dicht gedrängt. Ich werde zweimal spielen müssen. Ich kann es nicht unterlassen, immer wieder über das Bettuch hinwegzugucken, um die erwartungsvollen Augen der Kinder zu sehen.

Es sind viele Eingeborene dazwischen; sie werden mein deutsches Märchenspiel nicht verstehen. Immerhin, es ist Theater — deutsches Märchentheater. So etwas hat es in Chihuahua noch nicht gegeben.

Die Glocke erklingt. Es beginnt.

Die böse Königin erscheint, Schneewittchen, der Jäger, die sieben Zwerge. Die Kinder zählen laut: eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben. In Wahrheit sind es nur zwei. Aber sie tragen einmal eine Axt, das nächste Mal eine Laterne . . . Jeder hat etwas anderes in der Hand; dadurch ist die Wirkung von sieben Zwergen erreicht.

Der gläserne Sarg schwankt vorbei. Der rotbäckige, vergiftete Apfel fällt hinunter und rollt unter die Stühle. Hannas helle Stimme springt auf: „Tantita, der Apfel ist runtergefallen!"

Und es herrschte doch gerade solch ein schauriger Ernst. Trotzdem — es ist ein beneidenswerter Erfolg!

„Ich glaube, Fräulein Hauberg, Sie wissen gar nicht, was da in Ihnen steckt," meint Herr Paulsen. „Sie sind eine fabelhafte Schauspielerin."

„Es haben alle Musen an meiner Wiege gestanden, Herr Paulsen, jede hat mich angelächelt, aber richtig geküßt hat mich keine."

„Dafür könnte man irgendwie Ersatz verschaffen," lacht er fröhlich.

Ich muß die Vorstellung noch einmal wiederholen.

*

Es ist Sommer geworden. Neue Unruhen flackern auf. Lohmann hat recht, so lange Pancho Villa am Leben ist, kann kein Friede eintreten. Man spricht wieder von vielen neuen Greueltaten. Viele befürchten einen Überfall auf Chihuahua.

Peter hat einen neuen, schweren Verlust erlitten. Der Mexikaner, den er in das Geschäft in Toreon einsetzte, hat den Laden geschlossen und ist mit den ganzen Waren verschwunden. Peter plant jetzt, das Geschäft hier in Chihuahua der Obhut eines Deutschen anzuvertrauen und selbst in El Paso das

Hauptlager aufzubauen. Erst, wenn hier vollkommene Ruhe herrscht, kehrt er zurück.

Da Dora im Oktober ein Kind erwartet, rüsten wir zum Aufbruch. Ich bin mir darüber klar, daß ich nicht wieder mit ihnen nach Mexiko zurückgehe. Ich weiß, ich werde es Dora nicht verständlich machen können, daß ich ihren Wunsch, mich hier in Chihuahua zu verheiraten, nicht erfüllen kann.

Der letzte Abend ist herangekommen. Dora und Peter erledigen in der Nachbarschaft noch einige Besuche. Jonny Garber steht neben mir. Er ist sehr ernst.

„Fräulein Hauberg, lassen Sie mir eine kleine Hoffnung zurück?“

Ich ergreife schweigend ein Blatt der New Yorker Staatszeitung und reiche es ihm hin. Er sieht mich erstaunt an.

„Können Sie das lesen, Jonny?“

„Nein. Es ist eine deutsche Zeitung.“

„Sie umfaßt meine Welt. Ich würde in dieser Welt fern von Ihnen stehen. Es gibt keine Brücke, die Sie zu mir oder mich zu Ihnen führen kann. Ich würde mit der ganzen Kraft meiner großen Heimatliebe versuchen, meine Kinder in diese Welt hineinzuführen, während Sie das Recht hätten, von mir zu fordern, Ihre Kinder als gute Amerikaner

zu erziehen. Ich fühle, daß ich dazu nicht imstande bin.“

Dunkle Röte liegt in seinem Gesicht. „Meine Liebe zu Ihnen hat nichts mit dem begrenzten Begriff der Nationen zu tun. Ich suche nichts als den warmherzigen Menschen. Ich liebe Sie, wie Sie sind und werde Ihre Heimatgefühle immer achten. Es ist mir unverständlich, worin da zwischen zwei Menschen, die nur das Gute wollen und suchen, ein Unterschied sein könnte, weil sie verschiedenen Nationen angehören.“

„Sie haben ja auch nichts zu verlieren, Jonny, daher erscheint es Ihnen unverständlich. Sie müssen wissen, ich habe nur einen einzigen Wunsch: sobald der Krieg zu Ende ist, nach Deutschland zurückzufahren. Als ich nach Mexiko kam, dachte kein Mensch daran, daß Deutschland so bald in ein solch gewaltiges Ringen hineingerissen würde. Der Krieg hat das nationale Bewußtsein in uns wachgerüttelt. Wir fühlen die starken Blutsbande, die uns mit der Heimat verknüpfen. Mag Deutschland siegen oder unterliegen, wir gehören zusammen!“

„Ich kann das von der großen Menge verstehen, aber was haben Sie — als Einzelne — damit zu tun?“

„Die Menge besteht aus vielen Einzelnen, und jeder Einzelne ist das Glied einer großen Kette. Diese Einigkeit gibt uns den Glauben an unsere Kraft.“

Er greift nach meinen Händen. „Aber das ist ja Wahnsinn! Sie sind doch vor allen Dingen erst Mensch — Frau!"

„Nein, vor allen Dingen bin ich Deutsche!"

Er sieht mich verzweifelt an. „Deutschland und Amerika führen keinen Krieg! Dieses alles ist doch nur ein augenblicklicher unnatürlicher Zustand, hervorgerufen durch schamlose Börsenspekulanten, die die Kriegsindustriepapiere in die Höhe treiben wegen einer Dividende. Und deshalb wollten Sie . . ."

Ich unterbreche ihn. „Ich spreche nicht vom Kriege, sondern vom Nationalbewußtsein. Ich glaube, ich würde eine schlechte Amerikanerin abgeben, weil ich eine zu gute Deutsche bin."

„Sie werden Ihre Meinung ändern," sagt er traurig, „sobald der Krieg vorüber ist. Sie wissen, daß ich die Absicht habe, die Welt zu bereisen, um ihre Schönheiten kennen zu lernen, um Studien zu betreiben. Ihr tiefes Einfühlen in meine Arbeiten, Ihr großes Verständnis für meinen Beruf haben mich sehr glücklich gemacht. Geben Sie mir das Recht, wiederzukommen, wenn Friede in Europa ist."

„Das steht Ihnen frei, Jonny. Ich hoffe, wir bleiben gute Freunde."

Er umfängt mich mit einem warmen Blick. Dann verabschiedet er sich hastig.

Ich stehe eine lange Zeit still — in tiefe Gedanken versunken. Habe ich recht gehandelt? Es

ist Tatsache, daß sein Beruf mich sehr fesselt. Könnte nicht dieses Einfühlen in seinen Gedankenkreis meinem Leben Inhalt geben? Doch niemals auf die Dauer. Als seine Frau wollte ich Kinder haben, und die wären — Amerikaner.

Nein — ich kann nicht!

*

Zum dritten Male mache ich die Fahrt von Chihuahua nach Juarez. Ich weiß, es wird die letzte sein.

Auf dem Bahnsteig stehen viele Deutsche, die uns das Abschiedsgeleit geben.

Hände strecken sich noch einmal zum Wagenfenster hinauf.

Der Zug setzt sich in Bewegung.

Adios Chihuahua!

*

Am 22. Oktober wurde der kleine Rolf geboren — ein kräftiger Junge. Der Stolz der Eltern ist zu verstehen.

Ich habe die Absicht, meinen Beruf aufzunehmen, sobald Dora meine Hilfe nicht mehr nötig hat.

In den Staaten herrscht große Aufregung und Empörung. Pancho Villa hat Columbus, die amerikanische Grenzstadt in New Mexiko, ausgeplündert und eingeäschert. General Pershing ist mit 21 000 Mann Gebirgsartillerie und vielen Flugzeugen über die Grenze gegangen, um den Banditen zu fangen. Fünfzigtausend Dollar haben sie als Preis auf Villas Kopf gesetzt.

Wer den Staat Chihuahua, der ein Flächenausmaß von der Ausdehnung Deutschlands hat, kennt, muß diese Jagd im Gebirge als eine Torheit und Unmöglichkeit ansehen. Während sie schwere Geschütze auf die Hochebene wälzen, sitzt Pancho Villa in einem Schlupfwinkel und schießt die Amerikaner mit den Kugeln nieder, die sie den Banditen selbst geliefert haben.

*

Ich treffe Herrn Beck auf der Straße.

„Sie lassen sich ja gar nicht mehr sehen!" ruft er und stellt sich erbost. „Peter ist schon seit vierzehn Tagen nicht mehr bei mir gewesen. Was treibt ihr denn eigentlich? Ich habe einen Brief für Sie. Wieder aus Houston. Das muß ein treuer Freund sein, den Sie da sitzen haben! Übrigens hat er mir

mit derselben Post geschrieben und angefragt, ob Sie noch am Leben sind. Warum antworten Sie ihm denn eigentlich nicht?“

Diese Worte lassen mich nicht mehr los. Ein treuer Freund, ja, das ist er, und ich habe ihn recht schlecht behandelt, meinen guten Kameraden. Auf alle seine vielen Briefe erhielt er nur dann und wann einen Kartengruß, — den letzten vor einem Jahr. Eigentlich hätte er es besser verdient gehabt, denn ich wußte, wie einsam er sich fühlte.

Meine Briefe wären ihm eine große Freude gewesen, auch wenn er die Gewißheit hatte, daß mein Herz einem anderen gehörte.

Ich sehe ihn greifbar deutlich vor mir, den großen, blonden Menschen, gehe hastig in eine Eisdiele und öffne den Brief.

Er schreibt anfangs traurig und hoffnungslos. Er hält mich für tot und läßt seine ganze Liebe und Sehnsucht noch einmal ausklingen.

Weiter unten schreibt er:

„Ich hatte noch immer gehofft, an Ihrer Seite nach Deutschland zurückzukehren. Ich habe ein Angebot von einer großen Baumwollfirma in Bremen und werde es wohl nach Kriegsschluß annehmen.

Gleichzeitig erhielt ich einen Posten im landwirtschaftlichen Ministerium in Austin als Leiter

der Baumwollabteilung. Ich werde am 1. Januar nach Austin, der Hauptstadt von Texas, übersiedeln.

Der Krieg hat vieles in uns wachgerüttelt, das zu verschlacken drohte und einzuschlafen schien. Eine unsichtbare Hand hat uns Deutsche, die wir hier in den Staaten verstreut sind, fest zusammengeballt. Ein Wunsch, ein Gedanke, eine Begeisterung bewegt uns. Trotzdem spürt man, daß geheime Mächte am Werk sind, unser Nationalbewußtsein zu untergraben.

Manchmal befürchte ich, daß das wahre Gesicht der Amerikaner durch eine Maske verstellt ist. Der britische Einfluß macht sich geltend. Werden die Staaten in den Krieg eintreten? Ich bin kein Diplomat, aber ich glaube, es laufen viele Fäden von Washington nach London, die sich zu einem festen Netz zusammenziehen werden, um Deutschland abzudrosseln.

Wie wird man sich dann den Deutschen in den Staaten gegenüber verhalten? Denken Sie nicht, Elke, daß wir fester denn je zusammenhalten müssen? Warum verstehen Sie nicht, wie ich mich gerade in dieser großen ernsten Zeit nach einem Wort von Ihnen sehne?" . . .

Mein guter Kamerad, du hast recht, mochte zwischen uns stehen, was da wollte, in einem sind

wir uns gleich geblieben. In unserer großen Liebe zu Deutschland, unserem Heimweh, unserer Treue.

Ich habe plötzlich das Verlangen, ihm zu schreiben. Ich weiß, er wird alles verstehen. Vielleicht, ja, vielleicht ist mehr Kraft und Mut in ihm, als ich angenommen habe.

Wird jetzt wirklich erst für uns Deutsche hier der eigentliche Kampf beginnen? Dann heißt es, gerüstet zu sein und treu zusammenzuhalten.

Ich will sofort schreiben.

*

Ellen Lornsen, unsere Nachbarin, hat ein Kind bekommen. Ich ging gestern hinüber, um ihr Glück zu wünschen. Da sie gerade Hilfe nötig hatte, ersetzte ich die abwesende Pflegerin. In diesem Augenblick kam der Arzt, dem ich auch gern zur Hand ging.

Ich gucke heute wieder hinein. „Denken Sie, Fräulein Hauberg," ruft sie mir entgegen, „Doktor Taylor war eben hier und hat sich nach Ihnen erkundigt. Er sagte: ‚Diese junge Dame ist die geborene Krankenschwester; mit ihr möchte ich zusammenarbeiten.' Als ich ihm erzählte, Sie wären trained nurse, und Sie möchten gern als Privatpflegerin ausgehen, war er begeistert. Er bittet Sie, zu ihm zu kommen; er wird Ihnen helfen."

Eine halbe Stunde später bin ich bei Doktor Taylor. Ellen hat nicht übertrieben. Er fragt mich, ob ich meine Schwesterntracht in Ordnung habe, bei der nächsten Geburt und Wochenpflege wird er mich vorschlagen. Ich bitte um acht Tage Zeit. Jetzt wird es also wirklich ernst.

Dora ist sprachlos; sie läßt es sich dann nicht nehmen, meine Kleider zu nähen. Die Schwestern gehen hier ganz in Weiß.

*

Ein glücklicher Brief aus Houston. Er schreibt mir, wenn er nicht augenblicklich gebunden wäre, käme er nach El Paso.

Doktor Taylor ruft an. Ein Deutsch-Amerikaner würde mich in zehn Minuten abholen. Seine Frau erwartet ein Kind. Dr. Taylor hat mich zur Pflege vorgeschlagen. Ich bemerke erst, als ich im Wagen sitze, daß ich entsetzliches Herzklopfen habe.

Es ist ein grenzenloser Leichtsinn von mir. Wie konnte ich mir einbilden, die Sprache so weit zu beherrschen, daß ich alle fachmännischen Ausdrücke und Anweisungen des Arztes verstehen könnte.

Es wäre ein niederschmetternder Hereinfall gewesen, wenn nicht die Dame Deutsch-Amerikanerin

wäre. Sie kommt mir freundlich entgegen und verspricht mir ihre Hilfe.

Wenn der Arzt jetzt seine Anordnungen gibt, paßt sie genau auf, und sobald er fort ist, übersetzt sie mir alles auf deutsch. Ich muß mir die schwierigsten Worte aufschreiben und lernen.

Wenn Doktor Taylor das ahnte! Er hebt mich in den Himmel und erklärt, er würde nur noch mit mir arbeiten. Jetzt heißt es aber fleißig sein.

*

Ein Jahr sind wir jetzt schon in El Paso. Ich habe fast ununterbrochen Arbeit gehabt. Dora und Peter wollen nach Mexiko zurückkehren.

Pancho Villa hat die Waffen gestreckt und sich auf seinen Landsitz zurückgezogen. Es herrscht Ruhe in Mexiko.

Ich habe gerade eine anstrengende Pflege hinter mir und helfe jetzt Dora, die Koffer zu packen.

„Und du bestehst auf deinen Entschluß, nicht mit uns nach Chihuahua zurückzufahren?"

„Ich kann nicht, Dora, quäle mich nicht. Mir fällt der Abschied von dir schwer genug; ich darf gar nicht daran denken, daß ich jetzt allein in den Staaten zurückbleibe."

Sie sieht mich lächelnd an. „Du hast ja deinen langen Freund in Austin. Was ist mit ihm?“

Ich setze mich auf einen Koffer und ziehe Dora an meine Seite.

„Ich will es nicht bestreiten, daß er mir wirklich ein lieber Freund geworden ist. Unser reger Briefwechsel hat ihn mir sehr nahe gebracht. Manchmal denke ich, er hat recht, wenn er schreibt, ich sollte, sobald ihr in Chihuahua seid, nach Austin kommen. Oder er käme selbst eines Tages und holte mich. Ich könnte dort meine Arbeit aufnehmen, und wir hätten Gelegenheit, uns persönlich wieder kennen zu lernen.“

„Spätere Heirat nicht ausgeschlossen,“ lacht Dora fröhlich.

„Ich weiß nicht . . .“

„Ach was, du weißt es ganz genau. Wie könntest du wohl einer solchen treuen Liebe gegenüber ungerührt bleiben. Ich finde es einfach romantisch. Drei Jahre hat der Mann dich nicht gesehen, und noch immer hofft und glaubt er, daß du ihm gehören wirst. Hänge doch deinen Beruf an den Nagel und werde eine glückliche Frau und Mutter. Wenn dieser entsetzliche Krieg vorbei ist, kehrt ihr beide nach Deutschland zurück. Das ist ja doch dein einziger Gedanke. Aber Kind — du weinst?“

Ich schlinge beide Arme um ihren Hals.

„Liebe Kleine,“ sagt sie und streicht über meine Haare, „es ist wohl am besten so. Laß ihn nur kommen.“

*

Ich habe Dora und die Kinder zur Bahn gebracht und kehre allein in die Wohnung zurück.

Der Hauswirt ruft mir zu: „Ein Herr hat nach Ihnen gefragt. Er wollte in einer Stunde wiederkommen.“

„War es ein sehr großer Herr?“

„Ja.“

Ich gehe langsam ins Zimmer.

Es ist so still in mir.

Dann klopft es.

In demselben Augenblick, da er mir gegenübersteht, fühle ich, daß ich diesen Mann heiraten und an seiner Seite nach Deutschland zurückkehren werde. Ich strecke ihm meine Hand entgegen, die er mit beiden Händen umspannt.

„Sie kommen, um mich zu holen?“

„Ja,“ sagt er schlicht. In seinen Augen liegt eine große Freude.

Wir gehen Hand in Hand in die Stube, wie zwei gute, alte Kameraden, die sich das Versprechen gegeben haben, treu und fest zusammenzuhalten.

—